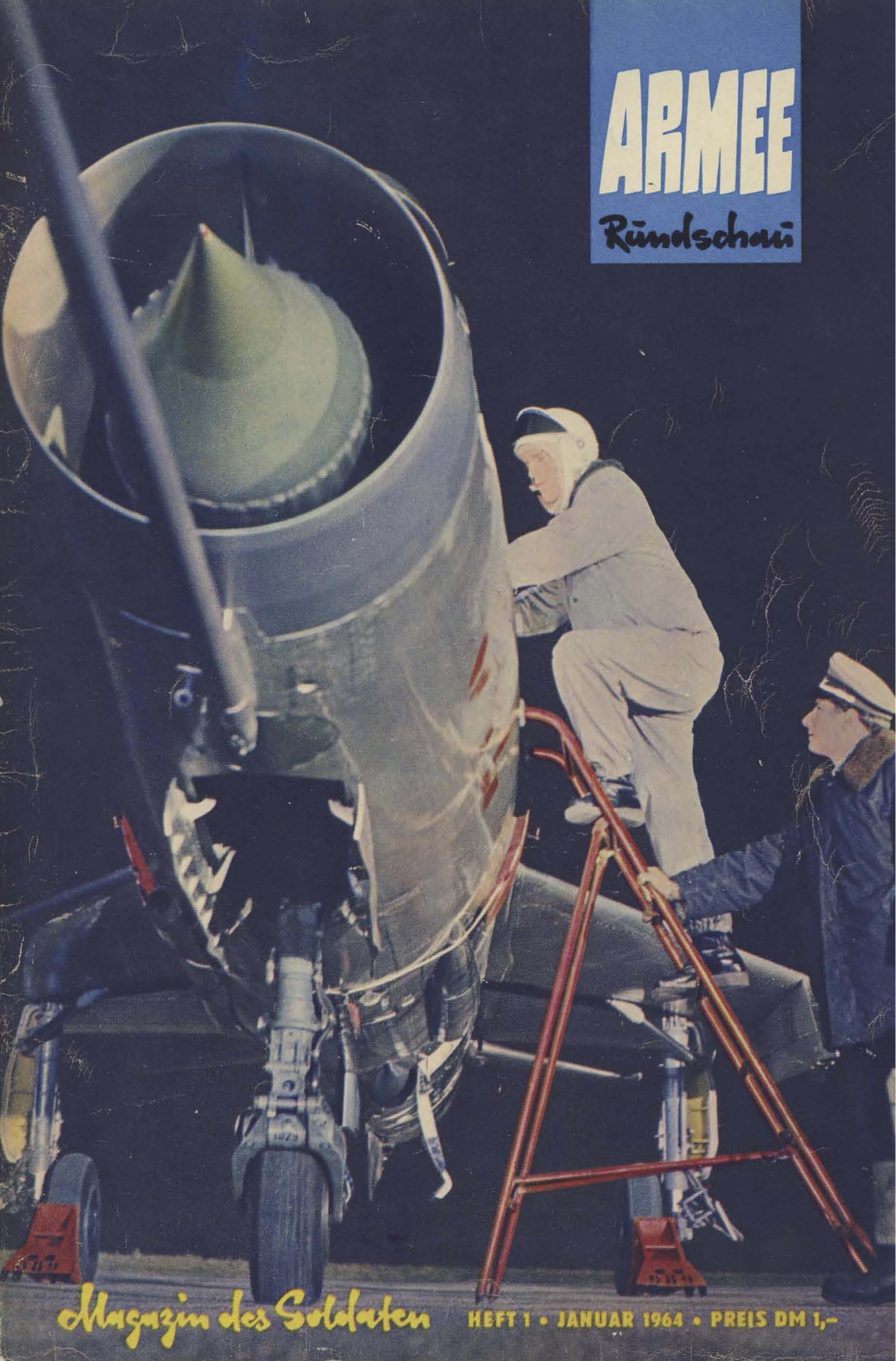

ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten
HEFT 1 • JANUAR 1964 • PREIS DM 1,–
1973



Soldat Wilfried Meder:

Auf Wacht

Soldat Steppat fragt: Warum schwören wir in unserem Fahneneid, den Sozialismus „an der Seite der Sowjetarmee" zu verteidigen?

Gefreiter Semmelweiß fragt: Können Sie nicht einmal etwas zur eigenen Person sagen, und stellen Ihre Antworten Ihre persönlichen Ansichten dar?

OBERST RICHTER antwortet

Die Imperialisten sind nun einmal keine Friedensengel. Sie hassen den Sozialismus so sehr, wie sie ihre eigene Vorherrschaft lieben. Sie würden sich mit einem wahren Heißhunger über die sozialistischen Staaten herstürzen wie andere über eine Weihnachtsgans – wenn sie die Möglichkeit hätten.

Meinen Sie im Ernst, wir könnten da ohne die Waffenbrüderschaft der sozialistischen Staaten auskommen? Wir würden lediglich die Kriegsbrandstifter zu einem Versuch ermuntern, ihren Appetit zu stillen!

Deshalb ist es ein ganz logischer Akt der Selbsterhaltung, wenn wir nicht nur unsere Verteidigung organisieren, sondern uns auch mit Gleichgesinnten fest verbinden.

Ich frage Sie nun: Wäre ein besserer Verbündeter überhaupt denkbar als die Sowjetarmee, die erfolgreichste und erfahrenste Praktikerin der Verteidigung des Sozialismus und die zugleich mächtigste militärische Kraft der Welt? Das Bündnis mit ihr ist die beste Lebens- und Friedenssicherung, die es geben kann. Mit der unbesiegbaren Sowjetarmee verbündet sein, heißt unbesiegbar sein.

Die Sowjetunion wägt dabei nicht Divisionen gegen Divisionen oder Rubel gegen Mark, sondern läßt sich vom proletarischen Internationalismus leiten und steht mit ihrer ganzen Macht für den Sozialismus in seiner Gesamtheit ein – also auch für die DDR; obwohl – das kann man ruhig einmal unterstreichen – die Sowjetarmee als stärkste Armee der Welt viel weniger die Hilfe der anderen Armeen notwendig hat als diese die Hilfe der Sowjetarmee.

Nun kennen Sie sicherlich den Leitspruch: „Gleiche Rechte – gleiche Pflichten". Bei unserer Frage heißt das: gleicher Vorzug der waffenbrüderlichen Hilfe – gleiche Hingabe an die gemeinsame Sache. Das gilt für die DDR wie für alle Staaten des Warschauer Vertrages.

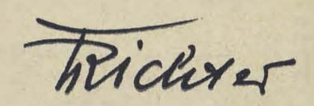
Der von Ihnen erwähnte Satz macht also unseren Fahneneid erst richtig real. Im übrigen ist er nichts völlig Neues. Sie werden vielleicht überrascht sein – aber er ist schon über hundert Jahre alt. Er ist die der heutigen Zeit und unserer Armee angepaßte Form der alten Kampflosung: „Proletarier aller Länder – vereinigt euch!"

Ich sage grundsätzlich meine persönliche Meinung. Sie steht weder im Widerspruch zu meiner dienstlichen Funktion (Leiter der Pressestelle des Ministeriums für Nationale Verteidigung), noch zu meinen allgemeinen Lebenserfahrungen (53 Jahre, Eisendreher, Diplomjournalist), noch zu meiner Parteimitgliedschaft (34 Jahre), auch nicht zu meinen Kenntnissen in den bewaffneten Organen (12 Jahre) oder zur Militärjournalistik (10 Jahre) sowie erst recht nicht zu meiner konkreten Erfahrung im Klassenkampf, wie zum Beispiel Arbeitslosigkeit (6 Jahre), Wanderschaft (2 Jahre), politische Haft (2 Jahre).

Und zu meiner weiteren persönlichen Vorstellung: Ich bin verheiratet (28 Jahre), von Geburt und aus Liebe Dresdner, gehe gern Skilaufen und wandern, liebe saftigen Meinungsstreit und Humor und sammle außer Lebenserfahrungen noch Briefmarken und Münzen.

Übrigens habe ich selbst einmal in der Redaktion der „Armee-Rundschau" gearbeitet. Jetzt freue ich mich, daß mir die Redaktion monatlich diese erste Seite zur Verfügung stellt. Natürlich nicht, damit ich ein Leitartikler werde. Ich möchte weiterhin im direkten Gespräch mit den Lesern bleiben. Wenn ich in Zukunft jeweils zwei Fragen beantworten kann, so werde ich mich also wie bisher einerseits den „kleinen" Soldatenproblemen und andererseits konkret begrenzten Problemen des gesellschaftlichen Lebens der Republik widmen.

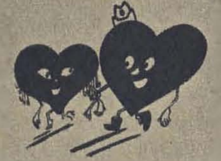
Ihr Oberst



Keine Schande

Ich finde die „Armee-Rundschau" als Mädel einfach toll. Meine Freundinnen lachen mich zwar immer aus, wenn ich davon anfange. Sie sagen: „Das sollen mal die Soldaten lesen, für die ist es gescheiter als für Dich." Ist es denn nun wirklich eine Schande, wenn sich ein Mädchen für solche Dinge interessiert?

Gisela Schmidt, Suhl



Wir erwarten die Meinungen unserer Leser – sicher nicht vergebens.

Gut zu Fuß?

Ist man mit Plattfüßen noch wehrdiensttauglich?

Ernst Schulz

Das kommt auf die Schwere der Erkrankung an. In leichten Fällen ist eine Tauglichkeit für alle Waffengattungen vorhanden, in anderen nur für das Nachrichten- und Kfz.-Wesen, als Werkstätten- und Versorgungspersonal, in der Panzerwaffe und beim chemischen Dienst. Bis auf wenige Ausnahmen können fast alle Jugendlichen mit verbildeten Füßen den Wehrdienst ohne gesundheitliche Schäden leisten.

Wann, ja wann . . .

Ich frage mich, wann wir endlich einmal davon hören werden, daß bei der DEFA auch ein Film über uns Soldaten und unsere Probleme in Arbeit ist. Die Nationale Volksarmee besteht jetzt bald acht Jahre, und ich meine, es ist an der Zeit, daß sich etwas ändert. Vielleicht sollte man durch die Wehrpflicht auch mal einige DEFA-Leute in die Armee bringen, damit sie das Soldatenleben kennenlernen.

Feldwebel Grützner, Bln.-Wilhelmshagen

Unter Wasser schneller

Ich habe gelesen, daß ein U-Boot über Wasser 10 sm/h und unter Wasser 20 sm/h macht. Stimmt das wirklich? Mir ist bekannt, daß U-Boote über Wasser schneller als unter Wasser fahren.

Hans-Jürgen Rohr, Cottbus

Das stimmt wirklich. Unter den Bedingungen des modernen Krieges hat die Uberwasserfahrt von U-Booten an Bedeutung verloren. Durch die veränderte Bauweise des Schiffskörpers (strömungsgünstige Form – „Zigarrenrumpf") und neuartige Antriebsanlagen erreichen die modernen U-Boote Geschwindigkeiten unter Wasser, welche die der U-Boote des zweiten Weltkrieges um ein Mehrfaches übertreffen.

Der erste Blick

Da schrieben Wehrpflichtige aus Unterweld einen scharfen Angriff gegen Bilder hübscher Mädchen in der AR. In ein Magazin gehört so etwas. Wenn ich das Soldatenmagazin bekomme – dann ist der erste Blick auf den farbigen Rücktitel. Bitte weitere schöne Fotos der Künstlerinnen von Bühne, Funk und Fernsehen. Das ist in Ordnung!

Unterfeldwebel Wirrig, Dippoldiswalde

Frei von der Leber

Im Politunterricht soll jeder offen seine Meinung sagen, darauf lege ich immer besonderen Wert. Sogenannte „Leitartikelantworten" nützen mir nicht. Mir ist es tausendmal lieber, wenn jeder Genosse ehrlich ausspricht, wie er über diese oder jene Sache denkt. Einmal ergibt sich daraus Diskussionsstoff, und zum anderen sehe ich, daß der Genosse selbständig denkt. Und darauf kommt es doch in erster Linie an.

Leutnant Homann, Behrungen

Und die Vorschrift?

Ich bin Anfang November zum Grundwehrdienst einberufen worden. Mein Kofferradio nahm ich zur Dienststelle mit. Am Abend wollte ich das Radio laufen lassen. Da kam mein Gruppenführer ins Zimmer und untersagte mir das. Die Begründung dafür war, daß wir als Wehrpflichtige kein Radio auf der Stube hören dürften. Meine Frage: Warum ist das so?

Soldat Böhm, Wismar

Hier stimmt was nicht. Die DV 10/3, die Innendienstvorschrift, sagt im Anhang 5 (Stubenordnung), daß auch in den Unterkünften der Soldaten ein Rundfunkgerät aufgestellt werden kann. Allerdings muß dazu der Kommandeur des Truppenteils seine Genehmigung gegeben haben. Der richtige Weg ist also: um die Genehmigung nachsuchen, und, erst wenn man sie hat, das Radio aufstellen.



Vignetten: Arndt

Guter Entschluß

Ich mache mir schon jetzt Gedanken darüber, wie es sein wird, wenn ich eingezogen werde. Mein Wunsch ist es, Soldat auf Zeit zu werden, denn nur so kann ich mir umfangreiche Kenntnisse in der Armee aneignen.

Klaus Felder, Halberstadt

Eine Ehre für jeden

Es ist bedauerlich, daß ich kein Junge bin, sonst würde ich auch zur Nationalen Volksarmee gehen. Deshalb nun eine Frage. Wer kann an der Militärakademie „Friedrich Engels" studieren, und welche Kräfte bildet man heran?

Uta Köhler, Liebehna

Die Militärakademie „Friedrich Engels" ist die höchste Lehranstalt der Nationalen Volksarmee. An ihr studieren Offiziere, die sich bereits in der praktischen Arbeit in der Armee umfassende Kenntnisse und Erfahrungen erworben haben. Das Studium an der Militärakademie ist also für jeden Offizier eine besondere Auszeichnung. An der Militärakademie werden in verschiedenen Fakultäten Kommandeure und Politarbeiter für alle Teile und Waffengattungen der Nationalen Volksarmee ausgebildet.

Auch noch mit Bart



Ich bin im Mai 1962 nach zweijähriger Dienstzeit aus der Nationalen Volksarmee ausgeschieden. Seitdem lese ich Dich regelmäßig, und ich möchte Dir sagen: „Mach weiter so!" Durch Dich fühle ich mich noch immer mit meinen ehemaligen Genossen verbunden.

Dieter Stage, Berlin

Nun noch eine Versicherung: Ich glaube, ich lese die „AR" auch noch, wenn ich graue Haare habe.

Uffz. d. R. Seifert, Leipzig

Gern gehörter Wunsch

In der Oktoberausgabe gefiel mir besonders der Beitrag über den polnischen Verteidigungsminister, Marschall Spychalski. Ich möchte gerne auch mal so etwas über Armeegeneral Hoffmann lesen. Gibt es übrigens in unserer Volksarmee den Dienstgrad Marschall?

Klaus Lippold, Dresden

Wir werden auch den Genossen Armeegeneral Hoffmann bei unseren Porträts führender Genossen der sozialistischen Armeen nicht vergessen. Den Dienstgrad Marschall gibt es in der Nationalen Volksarmee nicht; er ist in den entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen auch nicht vorgesehen.

tsack . . . postsack . . . postsack

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat gefreut und worüber haben Sie sich geärgert?" fragten wir Unterwachtmeister Däumichen, Gruppenführer im Truppenteil Itzigehl. Er antwortete:

Mit einem heiteren



Freude? Da brauche ich nicht erst lange nachzudenken. Oberst Itzigehl zeichnete mich als besten Unteroffizier aus. In unserem Truppenteil werden Unteroffiziere ausgebildet. Vor kurzem ging wieder ein Lehrgang zu Ende. Die Trauben hingen ganz schön hoch – Durchschnittsnote 2,5 sollten wir bringen – aber nicht zu hoch für uns. Wir schafften 1,98. Da steckt harte Arbeit drin, das können Sie glauben. Wir sind die beste Einheit unter allen Kompanien und Batterien geworden.

und einem nassen



Ärger im Dienst? Könnte ich nicht sagen. Aber da ist die Sache mit meinem Umzug. Die geht mir etwas an die Nieren. Ich hatte mich als Soldat auf Zeit verpflichtet. Seit 4. Oktober bin ich es. Ich wohnte in Kyritz und durch die Dienststelle erhielt ich eine Wohnung am Standort. Meine Frau ist Lehrerin, sie mußte schon am 2. September hier ihre Arbeit beginnen. Klarer Fall. So zogen wir im August um. Allen war genützt – meiner Frau und mir, der Dienststelle und auch der Schule in unserer Wohnsiedlung. Also alles in Butter? Mitnichten! Jetzt kommt der Pferdefuß. Soldaten auf Zeit wird der Umzug bezahlt. Wäre ich also im Oktober umgezogen, hätte es keine Schwierigkeiten gegeben. So fehlten mir zwei an den achtzehn Monaten. Deshalb will keiner meinen Umzug bezahlen. Formal, vom Buchstaben her, ist das in Ordnung. Aber hier stimmt doch was nicht. Auch ein Unterwachtmeister findet sein Geld nicht auf der Straße. Deshalb sagte ich mir: Nicht aufstecken. Ich habe bis jetzt zwei Gesuche auf Rückerstattung der Umzugskosten an den Kommandeur des Truppenteils gerichtet. Bis jetzt kam kein genauer Bescheid. Wer weiß, wo die schmoren. Kann ja sein, wenn dies erscheint, hat sich was getan. Aber ich kann mir nicht helfen – Herzlosigkeit und Bürokratismus ärgern mich nun mal!

AR fragt deshalb Oberst Itzigehl: „Wie denken Sie darüber, und was haben Sie getan?"



„Feuer!“ Die Bedienung der 37 - mm - Doppellafette von Obermaat Talkenberger jagt ihre „stählernen Grüße“ dem Luftziel entgegen. ▶

◀ Klarmachen der Munition zum Schießen. Welches dieser Geschosse wird ins Ziel treffen? Sorgfältig schrauben die Matrosen die Zünder auf.

Beim Luftzielschießen des Küstenschutzschiffes „Ernst Thälmann“ erlebt von unseren Mitarbeitern Major Gebauer (Bild) und Major Dressel (Text)

Über hohe Wellenberge bahnt sich das Küstenschutzschiff „Ernst Thälmann“ seinen Weg ins befohlene Seegebiet. Es ist zu einem Luftzielschießen ausgelaufen. Die Sicht ist klar, günstig für die Matrosen wie für die Flieger, die das Ziel darzustellen haben. Aber der Wind! Mit zunehmender Stärke wühlt er die See auf und peitscht die Wellen von backbord auf das Vorderschiff. Und unter solchen schwierigen Bedingungen treffen? Panzerleute und Flugzeugführer werden ermessen können, wie kompliziert es ist, aus der eigenen Bewegung heraus ein sich ebenfalls bewegendes Ziel zu bekämpfen.

Doch die Männer an den Geschützen der „Ernst Thälmann“ sind für die bevorstehende Schießaufgabe gerüstet. Obermaat Talkenberger, der Geschützführer der vollautomatischen 37-mm-Doppellafette, Träger des Leistungsabzeichens der NVA und Parteigruppenorganisator seines Zuges, hat mit seiner Bedienung hundertmal „trocken“ trainiert, was heute mit scharfem Schuß geübt werden soll. Das Seezielschießen wenige Monate vorher endete mit „sehr gut“, also müßte auch das Luftzielschießen ein Volltreffer werden. Was in ihren Kräften steht, wird seine Bedienung dazu tun.

Aber die Entscheidung über den Ausgang des



Volltreffer!



Die Bedienung eines der 100-mm-Geschütze beim Schießen. Während einer das Luftziel beobachtet, hält der Ladekanonier schon die nächste Granate auf seinem Arm.

Schießens liegt nicht allein in den Händen der Geschützbedienungen. Die Genossen hoch oben im „Wackeltopf", der Feuerleitanlage, sowie die Männer um Obermeister Seidler in der Rechenstelle sprechen ein gewichtiges Wort mit. Mit ihren komplizierten Geräten ermitteln sie alle zum Schießen benötigten Werte. Wenn sie auch nur einen Wert, sagen wir den Seitenwinkel des Zieles, nicht richtig abdecken, dann liegen die Schüsse ungenau. Alle Angehörigen des Artillerie-Gefechtsabschnittes müssen also mit größter Präzision arbeiten, um ein gutes Ergebnis zu gewährleisten.

Lautes Klingeln schrillt durch das Schiff. „Gefechtsalarm!" Alle spritzen auf ihre Gefechtsstationen. Der erste Anflug steht kurz bevor. Minuten aufregender Spannung. Alle Augenpaare wandern in die Richtung, aus der das Zielflugzeug gemeldet wurde. Da, ein schwarzer Punkt am Horizont. Er wird zusehends größer. Die IL 28 mit dem Planer im Schlepp, einer Luftzielscheibe aus Sperrholz. Obermaat Talkenberger und seine Bedienung sind schon drauf und dran, dem „Gegner" einen „heißen Empfang" zu bereiten. Die Waffen sind geladen, weitere Munition liegt griffbereit. Aber ver-

Weithin hallen die Abschüsse über das Meer. Viele Faktoren müssen die Artilleristen eines Schiffes berücksichtigen, um die genauen Schießwerte zu ermitteln und den „Gegner“ schnell und wirkungsvoll zu bekämpfen. Aber die Männer auf der „Ernst Thälmann“ wissen den stolzen Namen ihres Schiffes ehrenvoll zu vertreten.



geblich. Zunächst erhalten nur die 100-mm-Geschütze Feuerbefehl. Also warten! Sie schießen nicht schlecht, die Burschen an den Hundertern. Die Schüsse liegen dicht an der Zielscheibe.
Nach zwei weiteren Anflügen kommt auch die Doppellafette an die Reihe. Von achtern steuerbord nähert sich die Maschine in etwa 1000 Meter Höhe. Die Rohre begleiten ihren Flug. Im günstigen Schußwinkel ballern sie ihre stählernen Grüße dem Ziel entgegen. Kurz und hart klingen die Abschüsse, dumpf die Detonationen hoch am Himmel. Die Granaten liegen dicht hinter dem Ziel. Der Vorhaltewert wurde ungenau berechnet. Das senkt automatisch die Note, aber ein „Gut“ muß noch herausspringen!
Erneuter Anflug. Wieder hämmert die Schnellfeuerwaffe ihre kurzen Feuerstöße in den Himmel. Wieder zerplatzen die ersten Granaten hinter der Scheibe, jedoch beträchtlich näher als vorher. Doch schon der zweite Feuerstoß liegt genau im Ziel. Hurra! Getroffen! Die Genossen hinter der Waffe sind wie aus dem Häuschen. Im Ernstfall würde jetzt ein gegnerisches Flugzeug ins Meer stürzen. Die Männer um Obermaat Talkenberger haben bewiesen, daß das gute Ergebnis beim Seezielschießen keine Eintagsfliege war.



Einst Troßbub bei Budjonnys Reitern ...



Unser Redakteur Gerhard Berchert sprach in Moskau mit dem Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte der Staaten des Warschauer Vertrages, Marschall Gretschko



Es hatte ihm wahrhaftig keiner an der Wiege gesungen, daß er, Andrej Antonowitsch Gretschko, Sohn eines armen Bauern, einmal Marschall der Sowjetunion und Kommandeur der zum Warschauer Vertrag gehörenden Vereinten Streitkräfte sein würde. Die Zeiten waren damals nicht danach. Im heimatlichen Golodajewka bei Rostow am Don (heute Kuibyschewo) regierten der Gutsherr und die Kulaken.
Der kleine Andrej aber lauschte mit heißen Wangen, wenn Vater von seinen Erlebnissen im russisch-türkischen Krieg erzählte. Seine immer wache Phantasie ließ ihn alle Schlachten miterleben, und in unruhigen Nächten, da die vor Tatendurst brennenden Augen weit aufgerissen in die Finsternis starrten, träumte er davon, einmal Offizier, Kommandeur zu sein.
Mit zehn Jahren vertraute er diesen Wunsch einem Schulaufsatz an. Man lachte ihn aus. Und selbst der Vater schüttelte erstaunt den Kopf. „Junge", sagte er und strich sich nachdenklich über den ergrauten Schnurrbart, „Junge, solche Träume taugen nichts! Ich diente dem Zaren zwölf Jahre und kämpfte, wie es sich gehört. Man hat mich dafür zum Feldwebel gemacht — das ist für unsereinen sehr viel. Einmal hat mir der General sogar die Hand gedrückt. Das war die höchste Ehrung, die es für einen armen Bauern geben konnte. Diene du später einmal auch so, daß dir ein General die Hand gibt. Dann kannst du schon zufrieden sein."
Aber Andrej war unzufrieden — unzufrieden mit der Welt, in der er lebte. Was sollte ihm noch dieses armselige Golodajewka, das schon in seinem Namen den Mangel an Eßbarem ausdrückte. Er war wütend auf die Kulakensöhnchen und erst recht auf die adligen Herrchen, deren Vorrecht es wohl für alle Ewigkeit bleiben sollte, Offizier zu werden.
Doch dann erreichte die Nachricht von der Revolution der russischen Arbeiter und Bauern auch das stille Kosakendörfchen in der Donsteppe. Und als im Jahre 1919 Budjonnys Reiter wie der Sturmwind daherbrausten, um auch hier den weißen Spuk zu verjagen, litt es den Jungen nicht mehr im elterlichen Hause.
„Ich bin vierzehn Jahre", meinte er entschlossen, „kräftig genug, ein Pferd zu führen und ein Gewehr zu tragen!"
So begann Andrej Antonowitsch Gretschko als Troßjunge bei der 11. Kavalleriedivision der von Budjonny geführten 1. Reiterarmee seine militärische Laufbahn.
Unvermittelt hält der Marschall im Erzählen inne. Sein Blick gleitet zur Standuhr an der gegenüberliegenden Wand des langgestreckten Arbeitszimmers. Wichtige Termine harren der Erledigung, die eigentlich gar nicht die Zeit lassen, ausführlich über sein Leben zu sprechen. Doch Marschall Gretschko hat andererseits auch



◀ Juli 1944. Unmittelbar vor dem Sturm auf Lwow. Generaloberst Gretschko, Befehlshaber einer Armee, nimmt vom Kommandeur der 3. Artilleriedivision den Auskunftsbericht entgegen.

Feldlager der vier Armeen im September 1963. „So ist wahre Freundschaft und echte Waffenbrüderschaft", meinte Marschall Gretschko unter dem Eindruck der während der Übung „Quartett" herrschenden brüderlichen Atmosphäre. ▶

Als Oberkommandierender der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte machte Generaloberst Gretschko 1953 nicht nur den offiziellen Antrittsbesuch (unser Bild). Häufig sah man ihn auch mit Angehörigen der bewaffneten Organe.
▼

dafür Verständnis, daß die Soldaten der Nationalen Volksarmee den Mann, der heute an der Spitze der unbezwingbaren Verteidigungsorganisation sozialistischer Bruderländer steht, näher kennenlernen wollen, daß sie sein an Kampferfahrungen reiches Soldatenleben interessiert.
„Natürlich", sagt er nun lächelnd, „war es ein weiter Weg bis zu meiner jetzigen Funktion."
Keinen Dienstgrad, keine Dienststellung hat der große, schlanke Mann mit dem Marschallstern auf den goldglänzenden Schulterstücken übersprungen. Er wurde zunächst stellvertretender Gruppenführer, später Gruppenführer, Zugführer, dann Eskadronchef. Jahrzehnte vergingen, bis er in das prächtige Haus mit den breiten Marmorstufen einzog, in dem er heute arbeitet – er, der Soldat aus Berufung, als Marschall des Friedens.
Allerdings lagen auch hin und wieder Steine auf seinem Wege. So zum Beispiel, als ihn 1922 die Komsomolorganisation seiner Eskadron auf einen Lehrgang für Rote Kommandeure delegierte. Beinahe hätte man ihn von dort wieder nach Hause geschickt, denn er war zu dieser Zeit erst siebzehn Jahre. Schließlich akzeptierte man ihn – als „Neunzehnjährigen".
Andrej Antonowitsch Gretschko wurde Offizier, schneller sogar, als er sich das in seinen kühnsten Knabenträumen erhofft hatte. Dafür dankte er dem jungen Sowjetstaat und der Partei Lenins, die diesen Staat führte,





indem er ihn gegen Interventen und Konterrevolutionäre verteidigte. Ganz natürlich wurde es dann für ihn zum nächsten großen Erlebnis, als er sich 1926 ebenfalls Mitglied der Kommunistischen Partei nennen durfte. Und er dachte, als er das Parteidokument entgegennahm, zugleich an seinen Bruder, der für seine revolutionäre Gesinnung zwölf Jahre in zaristischen Kerkern geschmachtet hatte.

Wieder blickt der Marschall zur Uhr. Nicht etwa ungeduldig. Eher so, als wolle er dafür um Entschuldigung bitten, daß er nicht Herr seiner Zeit sei. Noch fünfzehn Minuten gesteht uns das mit unerbittlich hin- und herschwingendem Pendel die Minuten zerteilende Instrument zu. Und in fünfzehn Minuten läßt sich viel sagen. Interessant wäre beispielsweise zu wissen, wie ein Marschall, Held der Sowjetunion – und vor kurzem erst, anläßlich seines 60. Geburtstages, zum vierten Male mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet –, seine karge Freizeit verbringt.

„Nicht anders, als andere Menschen auch", sagt Genosse Gretschko, mit ein klein wenig spöttischer Verwunderung in den Augenwinkeln. „Ich liebe die Natur und lese gern Bücher. Mal gehe ich mit der Tochter ins Theater oder ins Kino. Das ist alles. Nichts Besonderes."

Daß der Marschall auch ein leidenschaftlicher Jäger ist, erfahre ich allerdings erst später, von anderen Genossen.

„Sie haben also eine Tochter?"

„Ja. Sogar zwei", sagt Andrej Antonowitsch mit einem warmherzigen Lächeln, aus dem der Stolz des Vaters spricht. „Beide gehen in die 10. Klasse." Und dann erzählt er, daß sie ihn am Tag zuvor erst ordentlich in Verlegenheit brachten. Spät abends war es schon, als eine der beiden Töchter anrief. „Vater", sagte sie, „du hast doch Goethes ‚Faust'. Wir brauchen das Buch morgen in der Schule. Bringe es uns bitte mit."

Nun hat aber auch ein Marschall nicht unbedingt eine vollständige Bibliothek in seinem Arbeitszimmer. Es blieb ihm also nichts übrig, als in der Nacht noch hinaus auf die „Datscha" zu fahren – so nennt man in der Sowjetunion ein Gartenhäuschen – und das Buch zu holen, dem er sich dort in ruhigen Stunden gewidmet hatte.

Goethes „Faust". Deutsche Literatur. Ein Gedanke folgt zwangsläufig dem anderen.

„Genosse Oberkommandierender, erzählen Sie bitte etwas über Ihre ersten persönlichen Begegnungen mit Deutschen während des letzten Krieges."

Einen Moment verharrt Genosse Gretschko in nachdenklichem Schweigen.

Die ersten Begegnungen hatte er mit Faschisten, erklärt er dann. Es lohne sich aber wirklich nicht, darüber zu sprechen. Und persönliche Erlebnisse mit deutschen Antifaschisten habe er andererseits zu jener Zeit nicht gehabt. Doch niemals, so erzählt er dann, werde er den Augenblick vergessen, als er mit seinen Soldaten das erste deutsche Dorf erreichte. Generaloberst und Befehls-

haber der 1. Gardearmee war er damals. Aus Kellerlöchern und aus anderen Verstekken kamen ihnen zitternde deutsche Menschen entgegen. Sie waren, der faschistischen Zwangsevakuierung zum Trotz, in ihrem Dorf geblieben. Krieg und Leid hatten die Soldaten hart gemacht. Doch dann sahen sie diese Menschen, sahen Greise, Frauen und Kinder, verhärmt und die Gesichter ebenfalls voller Leid.

„Wir fanden bestätigt", sagt der Marschall, „das Volk ist überall gleich, und diese Menschen waren von den Faschisten mißbraucht worden. Viele solcher Menschen sind heute unsere Freunde, sind jetzt gute Bürger der Deutschen Demokratischen Republik."

Innere Bewegung spiegelt sich in den Zügen des Marschalls. Man spürt, daß sein Herz aus ihm spricht, daß er mit Leidenschaft auch an dem Anteil nimmt, was außerhalb seines Heimatlandes vor sich geht. Und das Erblühen des sozialistischen deutschen Staates konnte er als Kommandeur der zeitweilig in der Deutschen Demokratischen Republik stationierten sowjetischen Streitkräfte einige Jahre lang aus unmittelbarer Nähe erleben.

„Genosse Oberkommandierender, sicher verfolgten Sie auch die Entwicklung der bewaffneten Organe in unserer Republik mit großem Interesse?"

„Aber natürlich", sagt er. „Ich hatte Begegnungen mit Angehörigen der Kasernierten Volkspolizei und lernte auch später, bei Übungen oder bei der Besichtigung von Kasernen, viele Soldaten der Nationalen Volksarmee kennen."

Mit einer raschen Bewegung beugt sich Marschall Gretschko weit über den Tisch.

„Da ist mir doch mal eine nette Sache passiert", sagt er, verschmitzt lächelnd, „die muß ich Ihnen erzählen. Es war in den ersten Tagen nach der Bildung der Nationalen Volksarmee. Ich fahre die Chaussee entlang, da sehe ich in einiger Entfernung eine prächtig marschierende Kolonne. Alle Achtung! denke ich. Das ist wirklich eine disziplinierte sowjetische Einheit. Mal sehen, wer hier Kompaniechef ist. Gedacht, getan. Ja, und dann fahre ich hin und sehe, das ist eine Einheit der Nationalen Volksarmee. So kann man sich irren.

Ein zweites Mal passierte mir das im Raum Ohrdruf. Dort übte ein Bataillon gemeinsam mit Panzern und Artillerie. Exakt und, wie man sehen konnte, mit großem Fleiß. Als ich mit Offizieren und Generalen hinfuhr, um dem Kommandeur zu danken, stellte sich wieder heraus, daß hier statt sowjetischer deutsche Genossen übten. Natürlich habe ich dem Kommandeur trotzdem gedankt und bei der nächsten Beratung die Übung der deutschen Genossen als Beispiel für gute Führungsarbeit genannt."

Mit heiterer Miene schaut nun der Marschall vor sich hin. Er blickt auf: Selbst seine Augen beginnen zu lachen, so, als habe er jetzt eine noch lustigere Geschichte auf der Zunge — und richtig:

„Manchmal kann man natürlich auch andere Dinge erleben", fährt er schmunzelnd fort. „Im Raum Halle sah ich den Angriff eines Truppenteils der NVA auf eine vorbereitete Feldstellung. Das war eine Übung ganz besonderer Art. Vor dem ‚gegnerischen' Stellungssystem lag ein nicht leicht zu erkennendes Drahtrollenhindernis. Und als nun der Angriff mit Unterstützung von Panzern begann, erhoben sich aus dem Graben Hunderte von Hasen, die in panischer Angst der Truppe voranstürmten und gleich darauf folgerichtig im Draht zappelten. Damit war die Übung fürs erste beendet. Denn Angreifer und Verteidiger standen wenig später einträchtig an der Sperre und schenkten nur noch den Hasen Aufmerksamkeit. Wir bestaunten dieses einmalige Schauspiel mit großen Augen. So etwas habe ich allerdings bisher auch noch nicht wieder gesehen."

Diesmal fällt zuerst mein Blick auf die Uhr: Fast eine ganze Stunde ist schon vergangen, und ich beeile mich mit meiner letzten Frage — nach den persönlichen Eindrücken Marschall Gretschkos bei der gemeinsamen Übung der vier Armeen „Quartett", im vergangenen Herbst.

Mit nachdrücklichem Kopfnicken unterstreicht er seine Antwort: „Es wurde von allen Beteiligten Außerordentliches geleistet. Bei den deutschen Genossen gefiel mir besonders, daß die Regimenter in sehr schnellem Tempo angriffen. Das ist nicht leicht, denn das erfordert von Soldaten und Offizieren schon lange vorher angespanntes und fleißiges Arbeiten. Darüber habe ich auch mit dem Genossen Walter Ulbricht gesprochen. Hervorzuheben sind ebenfalls die Panzersoldaten und die Flieger. Als Oberkommandierenden freut es mich sehr, daß die Nationale Volksarmee einen solch hohen Ausbildungsstand besitzt.

Doch das ist nur die militärische Seite. Vielleicht ist die politische Bedeutung dieser gemeinsamen Übung sogar noch größer. Ich habe die Angehörigen der vier Armeen zusammen handeln gesehen. Ich war auch in ihrem gemeinsamen Feldlager. Da gab es keine Schranken, keine Vorurteile und keine Mißverständnisse.

Was ich dort erlebte, läßt mich mit ehrlicher Überzeugung sagen: So ist wahre Freundschaft und echte Waffenbrüderschaft, die nicht nur mich glücklich macht."

Reservisten-

reporter

Spatz

Schlaukopf

fragt:



WO DRÜCKT DER Holzpantin???

Da machen sich die Menschen so oft über das Spatzenhirn lustig, aber mit ihren eigenen „Volksweisheiten", auch Sprichwörter genannt, verhält es sich wie mit dem Luftdruckgewehr, mit dem man auf uns Spatzen schießt: Mal treffen sie, mal treffen sie nicht. Meist treffen sie nicht!

So heißt es: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht." Wer mit dieser „Volksweisheit" auf die Entlassung der ersten Wehrpflichtigen zielt, schießt eine Fahrkarte. Denn fast alle Beteiligten freuten sich nicht „trotzdem". Die Entlassenen waren erfreut, daß sie prompt eine gute und gut bezahlte Arbeit erhielten. (Einigen war es auch eine angenehme Abwechslung – die sie sogleich demonstrativ auskosteten –, daß sie

Keine Trümpfe sind Zeitungssendungen, die die Dienststellen versetzten Soldaten nicht nach-, sondern an das EAW Treptow zurückschicken.



jetzt die Hände in der Tasche behalten dürfen, wenn ihnen ein Hauptfeldwebel begegnet.) Die Betriebe waren froh, daß sie die Lücken schließen konnten, die eine neue Einberufung gerissen hatte. (Wobei man außerdem nicht ohne Schmunzeln vernahm, wie so mancher „Heimkehrer", der noch vor 18 Monaten die Soldaten Faulenzer nannte, heute mit Hochachtung von deren Leistung spricht.) Das Erfreuliche war also dem weniger Erfreulichen so drückend überlegen wie etwa wir Spatzen den Fledermäusen. Aber trotzdem hatte ich den Auftrag, eine kritische Untersuchung zu schreiben, sozusagen auf die schwer auffindbaren Fledermäuse Jagd zu machen. „Befehl ist Befehl" und „Humor, wenn man trotzdem lacht", schoß es mir da durch mein Spatzenhirn, und in diesem Falle waren die „Volksweisheiten" wirklich weise. So faßte ich wieder Zutrauen zu der menschlichen „Volksweisheit" und sagte mir: „Unerkannt kommt man am besten durchs ganze Land". Im Berliner Amt für Arbeit gab ich mich also als eben aus der Armee Entlassener aus und bat um Arbeit in irgendeinem Betrieb. „Haben Sie früher etwa in der Maschinenfabrik Marzahn gearbeitet?" fragten mich dort die Genossen. „Was kümmert **die** meine Vergangenheit", dachte ich, aber „Nein!" piepste ich laut und militärisch. „Oder etwa im EAW Treptow?" — „Nein, auch nicht!" Über ihre Neugier klärten mich die Genossen erst auf, als ich mein Incognito gelüftet hatte: In Berlin sind 87 % der Entlassenen in ihre alten Betriebe zurückgegangen, 9 % wurden für Schwerpunktbetriebe geworben; aber in Zukunft sollten noch mehr an ihre alten Arbeitsplätze zurückkehren; dort kennen sie Hinz und Kunz, dort kennen sie die Technik, dort können sie deshalb von Anfang an produktiver arbeiten; aber oft werden sie nur dann zurückgehen, wenn auch während der Dienstzeit die Bande zum Betrieb nicht gerissen sind. „Im EAW ist diese Verbindung unterschiedlich. Im Maschinenbau Marzahn aber glaubte man, es genügt, 14 Tage vor der Entlassung einen Brief zu verschicken."

Ich sagte mir jetzt: „Unerkannt kommt man am besten durchs ganze Land" — auch das steht auf schwachen Füßen, aber offenbar scheint der Satz „Aus den Augen, aus dem Sinn" für Marzahn und teilweise für Treptow zuzutreffen, und ich machte mich dahin auf den Flug.

Beide Betriebe schicken ihren Soldaten wöchentlich die Betriebszeitung. Die Soldaten lesen sie sehr gern — wenn sie sie bekommen. Im EAW zeigte man mir Sendungen, beispielsweise an das Postschließfach Eggesin 5697, die den Stempel: „Zurück, verzogen" trugen. Die Soldaten waren versetzt worden, und die Dienststellen hatten die Postsendung nicht hinterher — sondern zurückgeschickt. „Militärisches Geheimnis oder Bürokratie?" fragte Genosse Schönfließ, Kaderleiter im EAW.

Jedenfalls traf auch die menschliche „Volksweisheit": „Aus den Augen aus dem Sinn" weder beim EAW noch in Marzahn ins Schwarze, und ich beschloß, mich fortan nur noch an die Erfahrungen aus unserer Tierwelt zu halten. „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und eine Betriebszeitung noch keine Verbundenheit zwischen Soldat und Betrieb. Was kann und soll man darüber hinaus tun?" fragte ich.

Im Schaltgerätewerk des EAW kam ich gerade hinzu, als der Kaderleiter einem Meister sagte: „Du Fritz, Weihnachten steht vor der Tür, wir sollten wieder an unsere Kollegen in der NVA denken." Und einige

„Mein Betrieb“ und nicht nur: „Meine Arbeitsstelle“ werden die Soldaten des EAW gedacht haben, als sie die Päckchen ihrer Brigaden öffneten.



Tage später sorgte er dann mit einigen Mitteln aus der Gewerkschaftskasse dafür. daß die Soldaten aus soldatenreichen Brigaden nicht zu kurz wegkamen und daß die Soldaten, deren Brigaden aufgelöst waren, nicht leer ausgingen. Und ähnlich hatte er in den übrigen Monaten ein interessiertes Auge und, wo notwendig, auch ein anregendes Wort für den Briefverkehr mit den Soldaten und für die Besuche, die die Kollegen bei der Armee während ihres Urlaubs ihren Kollegen im Betrieb abstatten.

Im Marzahner Maschinenbau traf ich an der größten Drehbank einer riesigen, neuen Halle den Genossen Wolfgram. „Meine Betriebszeitung habe ich meist bekommen. Als meine Anschrift unbekannt war, wurde sie mir über die Eltern zugestellt. Im vorigen Jahr hatte ich mal an meine alten Kollegen eine Karte geschrieben. Eine Antwort kam jedoch nicht. Nicht mal Weihnachten. Und andere auf der Stube, zum Beispiel ein Genosse aus den optischen Werken Rathenow, bekam sogar ein Päckchen.“ Und ich dachte jetzt daran, daß sich auch viele PGHs um ihre Soldaten kümmern; hätte der Genosse Wolfgram mit Genossen aus PGHs auf der Stube gelegen, hätte er möglicherweise gesagt: „Die volkseigenen Betriebe kümmern sich zu wenig um ihre Soldaten“, und nicht nur: „Mein Betrieb kümmert sich zu wenig um mich.“ Und tatsächlich waren ja in Berlin einige Soldaten aus solchen Erwägungen aus großen, wichtigen Betrieben in kleinere, weniger wichtige PGHs hinübergewechselt.

Aber ebenso charakteristisch wie die Worte des Genossen Wolfgram sind die folgenden für Marzahn. Aus dem Meisterbereich Klatt: „Wir hatten mit unseren Kollegen bei der Armee immer guten brieflichen Kontakt. Das haben wir von uns aus gemacht. Wenn man jahrelang nebeneinander arbeitet!!“ Abteilung Arbeit: „Wir haben die Soldaten bei einem Glas Wein verabschiedet, sie erhielten die Betriebszeitung und ein Glückwunschschreiben zum Tag der Armee. An mehr haben wir eigentlich noch nicht gedacht.“ Meister Hauschild, Mitglied der zentralen Parteileitung: „Dort, wo guter Kontakt zwischen den Kollegen während der Arbeit bestand, reißt er auch während der Dienstzeit nicht ab. Übrigens wurde der Betrieb erst im April aus zwei anderen zusammengelegt. Da läuft noch nicht alles so, und viele Kollegen wurden getrennt. Ich werde die Sache unbedingt vor der Parteileitung zur Sprache bringen.“ Und Meister Hanitzsch: „Die Gewerkschaft könnte ihren Funktionären auch ruhig einmal einen Stoß geben.“ — „Oder aber auch die Betriebszeitung“, dachte ich in kollegialer Hilfsbereitschaft; ohne anregende und kontrollierende Hilfe von oben geht es aber offenbar nicht. Vielleicht macht man es aber auch so, wie im Relaiswerk des EAW-Treptow. Dort schließt der Betrieb mit den Soldaten einen Freundschaftsvertrag ab. Er enthält u. a. die Verpflichtung der Brigaden, den Soldaten zu schreiben und sie zu Betriebsfesten und ähnlichem einzuladen. Die Soldaten aber sollen vor den Brigaden über ihren Dienst als Soldat berichten. Allerdings hat im Relaiswerk keiner einen Überblick, wo der Vertrag nur auf dem Papier steht und wo er wirklich mit Leben erfüllt wurde. Ich aber erinnerte mich an die Spatzenerfahrung: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ und beschloß, dies im EAW vielleicht einmal selbst unter die Lupe zu nehmen.

Sagt es FIDEL

von Lisandro Otero

Als José Antonio Carrasana die Panzer der Milizionäre heranrollen hörte, verließ er den Graben, um sich der Kompanie anzuschließen. Kaum aber war er auf den ersten Panzer geklettert, da wurde dieser durch einen Volltreffer außer Gefecht gesetzt. Carrasana, der hinter dem Turm gesessen hatte, wurde in die Luft geschleudert und fiel neben dem Panzer auf den Asphalt. Er war bei Bewußtsein geblieben und hörte, daß sich die anderen Panzer zurückzogen. Das Rasseln der schweren Raupenketten dröhnte in den Ohren. Obgleich er sehr viel Blut verlor, bemerkte er alles, was ringum geschah. Nach einigen Minuten, die ihm wie Jahre erschienen, erklangen Schritte und Stimmen.

„Die sind versorgt und aufgehoben!"

„Wo nur die Verstärkung bleibt?"

Carrasana begriff, daß es die Söldner waren, die ihn umringten, und er dachte, bevor ich mich gefangennehmen lasse, schieße ich mir eine Kugel in den Kopf. Auf der Landstraße näherte sich eine zweite Gruppe Invasoren.

„Kennwort!" riefen ihnen die ersten entgegen.

„Schwarzer Adler!"

„In Ordnung, geht weiter!"

Das Klirren der Schaufeln und Hacken verriet dem Verwundeten, daß sich die Soldaten neben der Straße eingruben. Einer schlug vor: „Schießen wir mal auf die Leichen."

Carrasana hörte das trockene Tack-tack-tack der MGs und versuchte, die geschwollenen Lider zu heben. Wie durch einen Schleier sah er die Leuchtspurgeschosse, die über ihn hinwegflitzten. Bald hatten die Soldaten das Scheibenschießen satt. Am anderen Ende der Landstraße begann die Artillerie der Revolutionäre zu donnern. Die Invasoren in den Gräben schossen zurück. Carrasana unterschied deutlich die Einschläge der leichten und der schweren Granatwerfer und das Feuer der Infanterie.

Die Nacht schien kein Ende zu nehmen. José Antonio Carrasana, Oberleutnant der Miliz, Zigarrenarbeiter und Vater eines dreijährigen Mädchens, der mitten unter seinen toten Kameraden auf der einsamen Landstraße im Niemandsland lag und verblutete, spürte, daß er sterben mußte. Um ihn war Dunkelheit, und vor ihm war die endlose Nacht des Todes. Er dachte an seine kleine Tochter, die vaterlos zurückblieb, und an den Schmerz, den er seinen Eltern zufügte. Aber er dachte auch an die Worte, die Fidel ihnen zum Abschied gesagt hatte, bevor sie an die Front fuhren: „Für das Vaterland sterben heißt leben." Und er wußte, daß sich die Seinen trösten würden.

José Antonio Carrasana war auf der Zuckerplantage Constancia de Encrucijada geboren, wo sein Vater als Tischler gearbeitet hatte, bis man ihn hinauswarf. Damals war José Antonio zwölf Jahre alt. Der dunkelhäutige Junge hatte nie Zeit gehabt, die Schule zu besuchen, weil er von klein auf zum Unterhalt der Familie beitragen mußte. Jeden Tag stand er bei Morgengrauen auf, besorgte sich Gemüse und Eier und bot es im Dorf feil. Manchmal verdiente er einen Peso, aber von diesem Peso lebte die ganze Familie. Eines Tages — er hatte sich gerade angestellt, um seine Ware in Empfang zu nehmen — erschien der Gendarm und hieb mit der flachen Machete auf ihn ein. Aus Spaß, wie er sagte, nur um den Negerbengel ein bißchen zu hänseln.

In dem kleinen Ort gab es vier Klubs — für Weiße, zu denen Carrasana keinen Zutritt hatte. Als er sechzehn Jahre alt war, ging er nach Habana, um sich Arbeit zu suchen. Er hatte den kleinen Ort mit den Klubs für die Weißen und die Quälereien des Gendarmen gründlich satt. Er wurde Tabakarbeiter und trat der Gewerkschaft bei. Und dann siegte die Revolution und krempelte sein ganzes Leben um. Die Zigarrenfabrik wurde nationalisiert, seine Schwester Juana Maria bekam einen Studienplatz, und sein Vater konnte wieder als Tischler auf der großen Zuckerplantage arbeiten, aus der eine Kooperative geworden war. Vieles, von dem Carrasana früher kaum zu träumen gewagt hatte, war in Erfüllung gegangen, und er war bereit, es mit seinem Leben zu verteidigen und jedem Yankee, der es wagen sollte, seine Insel zu betreten, den Hals umzudrehen. Und nun lag er schwer verwundet neben einem zerschossenen Panzer in der Ciénaga, und es machte ihm nichts aus zu sterben, wenn nur die Seinen den Sieg davontrugen. Er bedauerte lediglich, daß



Illustration: Kurt Zimmermann

er nicht noch ein paar von den Lumpen, die sein Vaterland angegriffen hatten, mit in den Tod nehmen konnte.
Plötzlich verstummten die Geschütze. Der Verwundete blinzelte und bemerkte, daß der Himmel über ihm sich rosig färbte. Im Laufgraben neben der Straße unterhielten sich zwei Söldner. Er konnte jedes Wort verstehen.
„Die Verstärkung scheint auszubleiben."
„Wenn sie nicht bald kommen, hauen wir ab nach Playa Girón. Von dort können wir zurück auf die Schiffe."
Das war wichtig. Mit klopfendem Herzen hatte Carrasana es vernommen. Nein, er durfte noch nicht sterben, er mußte Fidel benachrichtigen, daß die feindlichen Schiffe vor Playa Girón lagen und daß die Eindringlinge sich dort sammelten. Er öffnete die verschwollenen Lider und sah, daß die Söldner ihre Waffen wegwarfen und in Richtung Strand marschierten. Als ihre Schritte verklungen waren, versuchte er, sich in den Graben zu wälzen.
Ächzend drehte er sich um die eigene Achse, einmal, zweimal, dreimal. Sooft er auf den linken Arm zu liegen kam, empfand er unerträgliche Schmerzen. Den rechten spürte er kaum. Schließlich hatte er es geschafft. Er fiel in den Graben und kroch weiter.
„Da haut einer ab!" Die Söldner, die ihn bemerkt hatten, begannen zu feuern. Die Geschosse knallten gegen die Steine. Aber bald lag ihnen nichts mehr an dem Flüchtenden, da sie sich selbst in Sicherheit bringen mußten.
Stöhnend kroch Carrasana durch den Laufgraben. Er mußte die Seinen erreichen, mußte Fidel die Botschaft überbringen. Er gelangte an eine Umzäunung und versuchte, sich zwischen den Drähten hindurchzuschieben. Aber es glückte ihm nicht. So kroch er blind, mit festgeschlossenen Augen, weiter. Manchmal richtete er sich auf und lief ein Stück, dann fiel er wieder hin. Sein Blut tropfte in den staubigen Graben, ihm war, als wühlten tausend Messer in seinem Leib. Als er ungefähr zwei Kilometer zurückgelegt hatte, vernahm er das Brummen eines Motors. Neben ihm bremste ein Lastkraftwagen der Miliz. Sie hoben ihn auf den Wagen. „Sie wollen sich in Playa Girón einschiffen, sagt es Fidel", stieß er hervor und verlor das Bewußtsein.
Sie brachten ihn nach Jagüey Grande ins Lazarett, wo er sofort operiert wurde. Er hatte den Körper voller Splitter. Drei Monate später war er wiederhergestellt. Er verdankte seine Heilung aber nicht nur der Kunst der Ärzte. Auch die Gewißheit, daß seine Botschaft zu Fidel gedrungen war, hatte ihm geholfen, den Tod zu besiegen.



Alle machen mit!
Höhere Gewinnchancen!

Hauptgewinn:		**500 DM**
ferner:	**4 mal**	**50 DM**
	5 mal	**20 DM**
	20 mal	**10 DM**
	an 30 Gewinner	**1000 DM**

Statt 2 kleinen Preisaufgaben monatlich bringt „AR" jetzt jeden zweiten Monat ein großes 1000-DM-Preisausschreiben!

Mehr Interessengebiete: außer Technik und Film jetzt auch Truppenleben, Sport, Literatur usw.

Achtung! Sammeln Sie die Kennmarken unserer Preisausschreiben! Sie ergeben zusammengefügt ein Bild, das Ihnen, wenn Sie es mit der Auflösung des letzten Preisausschreibens dieses Jahres einsenden, die Teilnahme an einer Sonderauslosung sichert. Nochmals beträchtliche Gewinne!

Deshalb: „AR" abonnieren! Mitmachen und gewinnen!

Soldatenalltag nah gesehen

Mit unserem ersten großen 1000-DM-Preisausschreiben springen wir gleich mitten hinein ins volle Soldatenleben. Auf einer Soldatenstube und an einem Kasernentor hielt unser Zeichner Gerhard Lahr fest, was er beobachtete. „Aus dem Soldatenalltag" könnte man seine Zeichnungen betiteln. Nicht wahr, so sind unsere Soldaten. Oder etwa nicht? Erscheint Ihnen manches übertrieben? Das mag vielleicht sein. Sehen Sie ruhig etwas genauer hin. Stimmt auch alles, was der Zeichner festhielt? Entspricht alles der militärischen Disziplin und Ordnung?

Vier Fehler sind in jeder Zeichnung versteckt. Auch unsere zivilen Leser werden sie herausfinden, wenn sie aufmerksam hinsehen. Es ist nicht notwendig, alle Fehler genau zu definieren oder gar die Vorschriften zu zitieren. Schreiben Sie auf eine Postkarte, bitte keine Briefe, in Stichworten, welche Fehler Sie a) auf der Soldatenstube und b) am Kasernentor entdeckten. Das genügt uns. Einsendeschluß 10. Februar 1964 (Poststempel). Und vergessen Sie Ihren Absender nicht; wegen der Preise, versteht sich.

Viel Glück!
Ihre „Armee-Rundschau",
Berlin-Treptow, Postfach 7986





Selbstbewußtsein, Kraft und Lebensfreude der Völker Afrikas widerspiegeln die Tänze und Lieder der folkloristischen Gruppe „Les ballets négro-africains“, die in Städten unserer Republik gastierte.

Intermezzo

VON KLAUS KRUPA

Ruth wartet voller Ungeduld auf den Schichtwechsel. Ihr Entschluß steht fest: Wenn sie in einer viertel Stunde hier auf dem Stellwerk abgelöst wird, geht sie ihm entgegen. Sie wird vernünftig mit ihm sprechen. Beide haben sie einen ganzen Tag Zeit gehabt, all das zu überdenken, was gestern Abend nicht oder falsch gesagt worden ist. Es wird noch eine Stunde übrig sein, ehe Walters Zug fährt. Vielleicht kommt auch er zeitiger zum Bahnhof, denn auch er wird zu dem Schluß gekommen sein, daß sie so nicht auseinander gehen dürfen.

Es begann so schön. Walters letzter Urlaubstag. Sie gingen in ein Tanzcafé. Walter hatte seine Uniform an und sah schmuck und stolz aus. Wenn es auch der Abschiedsabend war, bemerkte sie doch an ihm keine Unruhe. Er war sehr aufmerksam. Ruth wünschte einen süßen Wein zu trinken, sie tanzten, sehr vernünftig — so wie sie es liebte. Die intime Atmosphäre der kleinen Tanzdiele, die Musik des Bartrios, die frischen Blumen in den stilvollen Vasen auf den kleinen Tischen — alles gefiel ihr und beruhigte sie.

In wenigen Wochen war Walters Dienstzeit bei der Volksarmee zu Ende. Es war deshalb für sie kein Abschied, sondern eine Freude auf ein baldiges Nimmergetrenntsein. Desto tiefer trafen sie Walters Worte, die er ihr bei einem Tanz so ganz nebenbei sagte: „Ich habe mich verpflichtet auf Zeit."
Sie blieb mitten im Takt stehen und fragte verständnislos: „Was heißt das, auf Zeit?" — „Nun, drei Jahre." — „Drei Jahre, Walter?" Er lächelte und versuchte sie fester zu fassen. Sie wehrte ab. „Führ mich bitte zum Platz, ich möchte mich setzen!" bat sie.

Noch fünf Minuten, dann wird Helwig sie ablösen. Helwig ist sehr pünktlich. Sie wird sich schnell die Jacke überwerfen und das Stellwerk übergeben. Jetzt gibt sie noch das Signal für den D 82.

Sie hatten sich gesetzt. Auch Walters Stimmung war umgeschlagen: Es war eine beiderseitige Enttäuschung. All das Gefühl, das ihr den Abend verschönt hatte, war gewichen. Walter fehlten die überzeugenden Worte, ihr seinen Entschluß richtig zu deuten. Er war der Meinung, daß gerade sie sich darüber freuen müßte. War sie nicht immer diejenige gewesen, welche verbissen um ihn gekämpft hatte, damit sein Leben einen Sinn bekam? So zum Beispiel, als er die Schule besuchen sollte, aber seinen guten Verdienst nicht aufgeben wollte.

„Jetzt am Abend, eben im Moment, hast du dir das überlegt?" fragte sie ironisch.

„Nein", erwiderte er, „aber ich habe mich in den letzten Tagen erst endgültig entschlossen." — „Ich war bei deinen Entschlüssen Nebensache?" — „Eben nicht. Ich wollte es dir doch sagen", verteidigte er sich. „Ich hatte Verständnis von dir erwartet."

„Verständnis! Wir wollten doch im Oktober heiraten?"

„Und? Können wir das nicht?"

„Du fragst? Soll ich allein zu Hause sitzen?" „Dann warten wir."

„Warten, warten! Wie lange warte ich stets auf dich? Jetzt die Armeezeit, hinterher die Schule. Aber bitte, wenn du meinst." Sie trank hastig das Glas Wein aus. Das Gespräch wurde gereizter. Walter sagte, daß sie ihm leid tue, wenn sie das nicht verstehe und einsehe. Er mache das ja auch nicht aus Spaß. Alle, die Kollegen aus dem Betrieb, sogar der Vater, hätten Verständnis, nur sie nicht. Sie entgegnete, daß er das hätte früher sagen sollen, nicht nur so nebenbei: Ich bleibe noch — und fertig. „Ob ich mir nicht auch so manches überlege. Im übrigen hatte ich dir auch etwas zu sagen. Schade. Aber ich werde allein fertig!" Und das sagte sie so eigentümlich, daß er sie erstaunt ansah.

Helwig ist noch nicht gekommen, und es ist schon sechs Minuten über die Zeit. Sie kennt das nicht von ihm. Ruth wird unruhig und schaut aus dem Fenster wie aus einem Käfig, aus dem sie ausbrechen möchte. Da klingelt das Telefon. Ruth nimmt hastig den Hörer ab, meldet sich, aber beobachtet weiterhin die Gleise.

„Kollegin Schräber, es ist mir gemeldet worden, daß der Kollege Helwig noch nicht zur Arbeit erschienen ist. Sie müssen die Schicht weiterführen."

„Muß? Ich muß? Aber das geht doch auf gar keinen Fall, nein, heute geht das nicht. Hören Sie Kollege Ringer, heute geht das nicht, ich kann nicht!"

„Sind Sie krank?"
„Nein, aber . . ."

„Ich habe doch keinen Ersatz. Sie müssen bleiben. Das wissen Sie doch selbst ganz genau. Wir können doch nicht das Stellwerk ohne Bedienung lassen! Wir werden Ihnen das auf jeden Fall vergüten."

Ruth lacht verzweifelt auf. „Vergüten! So was ist nicht zu vergüten. Schicken Sie auf jeden Fall Ersatz!" Sie legt auf. Das können sie doch nicht mit ihr machen. Jeder andere Tag, ja, aber sie muß doch mit Walter sprechen! Es ist so wichtig, es hängt so viel davon ab. Was hat das Stellwerk damit zu tun? Mit Tränen in den Augen und verbissen reißt sie die Schalthebel herunter und stemmt andere herauf.

Vielleicht kommt Helwig doch noch. Natürlich kann das Stellwerk nicht ohne Besatzung bleiben. Sie kann ihren Glaskasten nicht eine Sekunde verlassen. Und weniger als zweihundert Meter weg wird Walter stehen. Sie hat nicht die Möglichkeit für ein einziges Wort. Ganz bestimmt wartet er. Sie kennt ihn. Doch wenn sie nicht kommt? — — —



Als sie das von dem Allein-fertig-werden sagte, war Walter plötzlich ganz still und sonderbar. Aber sie hat gelächelt, nichts gesagt. Und dann beging sie den größten Fehler. Sie stand auf. Walter hat sie nach Hause begleitet. Bis vor die Tür sprach sie kein Wort. Walter hat zum Abschied erklärt: „Ich habe doch noch nicht unterschrieben!" Das freute und bedrückte sie zugleich. Er wird schwankend, sie hat ihn gezwungen, unaufrichtig zu sein!

Und heute will sie ihm sagen, daß sie ihn versteht und er unterschreiben soll.

Mit der Mutter hat sie dann gesprochen. Vor allen Dingen über das, was sie Walter verschwiegen hat. Sie weiß es selbst erst seit einem Tag genau. „Ich war gestern beim Arzt", erklärte sie der Mutter, die die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Sie sprachen sich in aller Ruhe über alles aus. Die Mutter drang natürlich darauf, daß Ruth allen Einfluß aufwenden sollte, damit Walter nach Hause kommt.

Ruth ruft noch einmal den Kollegen Ringer an. „Kollege Ringer, hören Sie? Ich werde natürlich bleiben. Das ist selbstverständlich. Wenn wirklich kein Ersatz kommt, denken Sie an eine Tasse Tee für mich, ja?"

Sie hat mit ruhiger Stimme gesprochen. Aber sie ist nicht ruhig. Sie ist nervös. Sie muß ihre ganze Kraft zusammennehmen, um aufmerksam die Signale und Befehle im Stellwerk zu beachten. Sie hat die versteckte Hoffnung, daß Walter vielleicht nicht fahren wird — daß er, wenn sie heimkommt, aus der Tür treten wird. Sie sieht ihn, wie er steht — ein ganz klein wenig unbeholfen; das Lästigste scheinen ihm in solchen Situationen stets die Hände zu sein. Und er fühlt sich erst aus seiner Lage befreit, wenn sie seine Hände in ihre nimmt. Doch das Gebilde verschwindet. Denn er kann nicht bleiben. Er wird fahren, er muß! Sie wird auf dem Stellwerk bleiben — sie muß! Aber sie weiß, daß er sie verstehen wird. Und sie wird ruhiger.

Von der Mutter war sie in ihr Zimmer gegangen. Sie hatte das Licht nicht angeschaltet. Erst als sie in ihrem Zimmer, die Arme auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hände gelegt, noch einmal über alles nachdachte, ordneten sich ihre Gedanken. Das Fenster war geöffnet. Von draußen füllte sich das Zimmer mit einer wundersamen Nachtstille, die auch in sie drang. War es nicht ein edler Entschluß, den Walter gefaßt hatte? War nicht in der letzten Zeit eine Wandlung mit ihm vorgegangen, die sie beglücken sollte: Sein klares Ziel, seine ernste Entschlossenheit, einzustehen für das, was ihm sein Glück, hier zu leben, ermöglichte? Es war doch nicht immer so gewesen. War er nicht voller Halbheiten gewesen? Das Bequeme nutzend, das Mühevolle scheuend. Hatten seine Worte: „Tja,

im Westen!" nicht noch vor zwei Jahren alles das verunglimpft, was ihr stets Inhalt und Ziel war?

Was hatte es ihn gekostet, daß er sein wirkliches Vaterland fand. Er war aus der FDJ ausgeschlossen worden, fühlte sich stark dabei, als Held. Nichts war ihm wichtiger, als verdienen und zu leben, wie er es verstand — „frei", wie er sagte. Keine Brigade wollte ihn haben. Er war in der Arbeit ein Wühler, aber auf eigene Faust, konnte sich nicht einordnen, eckte mit den alten Arbeitern an. „Die verstehen uns ja doch nicht!" Und ganz allmählich, als er sich isoliert sah von allen und er Hilfe suchte, wurde er nachdenklicher. Und das Beglückende: Er fragte sie, seine „Windbraut", wie er sie nannte. Es war die alles entscheidende Frage gewesen: „Was um Gottes willen mache ich falsch?"

Sollte sie selbst das alles jetzt in Zweifel ziehen? Sie faßte den Entschluß, ihm am anderen Tag entgegenzugehen. Und nun ist sie an das Stellwerk gebannt. Und in acht Minuten wird Walters Zug fahren. Sie wird das Signal geben müssen. Der Zug wird unterhalb des Stellwerkes vorbeifahren, Rauchschwaden werden sich weich gegen die Fenster legen — und wenn sich der Rauch aufgelöst haben wird, zittern nicht einmal mehr die Gleise, und die Steine zwischen ihnen singen nicht mehr. Sie wird den Hebel herunterreißen, fern werden sich Schienen lösen und sich gegen andere pressen. Züge werden kommen, Züge werden den Bahnhof verlassen. Und sie ist hier, damit sie sicher fahren.

Im Wartesaal sitzt Walter. Gebannt schaut er auf die Flügeltüren. Er hofft noch immer, daß Ruth aus ihnen hervortreten wird. Viele Menschen kommen und gehen, die Türen stehen nie still, doch nie ist sie es, die hervortritt. Als er nur noch eine viertel Stunde Zeit hat, kann er seine Enttäuschung nicht mehr verbergen. Womit will sie allein fertig werden. Ein Gedanke nimmt immer mehr Gestalt an und versetzt ihn in immer größere Unruhe: Sollte er... Vater? Sollte er Vater werden? — Warum hat sie nicht mit ihm gesprochen? Was geht mit ihr vor? Warum kommt sie nicht? Was hat er so falsch gemacht?

Bisher hat er die Fahrkarte noch nicht gelöst, entschlossen, nicht ohne Gewißheit zu fahren, obwohl ihm klar ist, daß ihm ein solcher Schritt bestimmt Unannehmlichkeiten bringen wird. Er wandert durch den Bahnhof, studiert zum wiederholten Male die Fahrpläne. Er postiert sich vor den Eingang. Von Ruth keine Spur. Alle Eisenbahner, von denen er annimmt, sie kennen Ruth, fragt er: „Hat Ruth Schräber schon Feierabend?"

„Weiß nicht." — „Nicht gesehen." — „Kenn' ich nicht." Das sind die Antworten.

In acht Minuten wird sein Zug fahren. „Ich werde ihr schreiben, ihr noch einmal alles erklären. Ich will Gewißheit haben! Dann werde ich den Leutnant sprechen."

Er kauft die Fahrkarte. Durch die Unterführung muß er rennen, so daß die Leute ihm nachschauen.

Im Stellwerk wird die Tür aufgerissen. „Ruth, laß dir schnell erklären, meine Frau..."
„Morgen, morgen, Franz!" ruft sie Helwig zu, und auf der Treppe die Jacke anziehend, zwei Stufen der Eisentreppe auf einmal nehmend, stürzt sie davon.

Walter lehnt sich zum Fenster hinaus. Der Zug fährt an. Er atmet tief und hat die Stirn auf die Arme gelegt.

„Walter!" hört er. Und noch einmal: „Walter!"
„Ruth!" Bleib doch stehen, verdammter Zug!
„Es ist alles gut!" ruft Ruth.
„Ja!" schreit Walter zurück.
Ruths Gestalt auf dem Bahnsteig wird immer kleiner. Aber ihr Bild ist bei ihm, schöner als je zuvor.

Illustrationen: Rudolf Grapentin



MPi im Examen

Noch bevor der junge Soldat auf dem Schießstand die erste Probe seines Könnens mit seiner Handfeuerwaffe ablegt, hat die MPi längst ihre Güte, Verläßlichkeit und Leistungsstärke in einem Examen besonderer Art bewiesen. Obwohl der Schütze davon nicht die geringste Ahnung hat, spielt es für das Ergebnis seiner Schießübung eine wichtige Rolle.
Harte Prüfungen werden den Handfeuerwaffen auferlegt, bevor sie truppenreif sind. Unter extremen Verhältnissen unterziehen sie Konstrukteure und Waffentechniker Belastungen, die eine wahre „Pferdekur" sind.
Da werden mit Hochdruckpatronen, die das Dreifache des Druckes der normalen Munition entwickeln, ungezählte Schüsse abgefeuert. Die Waffe und ihre Teile haben dem Druck zu widerstehen, denn dieses Merkmal gehört mit zur Schützensicherheit. Dieser Art Prüfung, fachmännisch Beschuß genannt, folgt eine

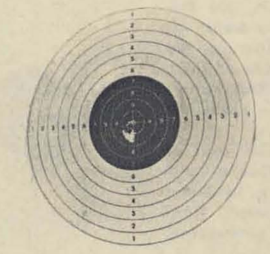


gründliche Untersuchung aller beschossenen Teile wie z. B. des Laufes, des Verschlusses und der mechanischen Einrichtungen. Ein kleiner unscheinbarer Prägestempel an den genannten Teilen ist das „Q", das oft unbeachtete oder kaum bekannte äußere Zeichen der Verläßlichkeit der Waffe.
Aber damit geben sich die Spezialisten noch lange nicht zufrieden. So legen sie der MPi eine erneute Prüfung auf, den Funktionsbeschuß. Hier bewerten sie die Güte der mechanischen Teile während der Tätigkeiten beim Schuß, das Zuführen, Ausziehen und Auswerfen bei hohen Schußfolgen. Zu guter Letzt erfolgt der Vernichtungs- oder Belastungsbeschuß. Bis an die äußerste Grenze der möglichen mechanischen Belastungen geht die Skala der Prüfungselemente. Im Patenbrief der Waffe, der Dokumentation, steht schwarz auf weiß, daß zeitlich oder nach entsprechender Stückzahl der Belastungsbeschuß vorzunehmen ist. Er ist eine regelmäßige Überprüfung der Waffe auf die Forderungen in bezug auf Sicherheit, Trefferdichte, Schußleistung, Materialgüte, Funktionssicherheit.
Zu diesem Modus der Gütekontrolle kommen weitere Prüfungen, von denen wir einige Elemente im Bild festgehalten haben. Da wäre z. B. die Fallprüfung. Die Soldaten sind entsetzt. Die Waffentechniker aber – wenn auch mit einer Träne im Auge – sind zu solchen Torturen gezwungen. Ist diese Fallprüfung bestanden, kommt die Waffe in die Anschußmaschine. Sie schießt – und trifft. Also weiter, überrollen mit belastetem Fahrzeug, unsere MPi hält aus, schießt weiter und trifft.
Es folgen Schlagprüfungen und Versuche unter besonderen klimatischen Bedingungen (extreme Hitze bzw. Kälte). Wir demonstrierten das mit Hilfe eines einfachen Wasserfasses. Die Testwaffe ist





Was einem Soldaten nicht im Traume einfiele, wird hier notwendigerweise praktiziert. Fallprüfung sagen die Experten dazu. Wird der komplizierte Mechanismus der MPi diesen Sturz überleben? Bange Augenblicke vergehen bis zum Aufprall, dann spannen die Waffentechniker die Waffe in eine Anschußmaschine und feuern. Das Peitschen der Schüsse ist Musik, die MPi schießt einwandfrei, ihre Trefferdichte entspricht den waffentechnischen Forderungen. Diese Prüfung gehört mit zum Komplex Belastungs- bzw. Vernichtungsbeschuß.







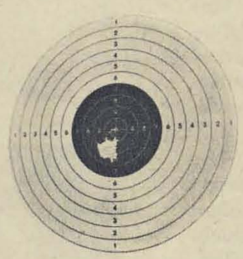


so beschossen worden, daß der Lauf glüht, das Fett schmurgelt und dampft. Nun hinein ins kühle Naß! Kaltes Wasser ist Gift für glühenden Stahl. Doch die MPi feuert weiter und trifft – genau, sicher.

Das alles hält die MPi aus und doch nicht alles. Sie nimmt es Soldat Müller beispielsweise sehr übel, wenn er sie als Sitzgelegenheit benutzt, so über zwei Steine gelegt oder als Feldhocker, das Magazin als Sitzfläche. Auch reagiert sie sauer, wenn einer mangels Brecheisen dem Lauf diese Funktion zudiktiert und eine Tür damit aufbrechen will. Sand und sonstige Gegenstände im Lauf quittiert sie mit einer Laufaufbauchung. Kurzum, in diesen Fällen sind die Höchstgrenzen der Belastung erwiesenermaßen überschritten und kein Wettern auf die Waffe bringt gute Schießergebnisse.

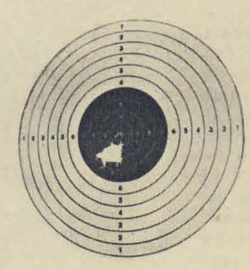
Vielmehr findet der Soldat in der MPi dann eine treue Begleiterin, wenn er ihre hohen Kampfeigenschaften vor „physischen Belastungen" der hier geschilderten Art bewahrt. Ihr Examen hat sie längst bestanden, mit „ausgezeichnet". Jetzt tut ihr Liebe not.

Oberstleutnant K. Erhart











Einige Tonnen rollen über die MPi, ein Prüfungselement, das im Gefecht durchaus als Realität erscheinen kann. Die Waffe soll dadurch nicht unbrauchbar werden (oben links). Was hat ihr der LO 1800 angetan? Das weitere Beschießen bringt es an den Tag – nichts; sie schießt – und trifft.

Im verstärkten Beschuß beginnt der Lauf zu glühen, Fett kocht in den Fugen, Qualm steigt auf. In diesem Zustand wird sie in kaltes Wasser gesteckt. Es zischt und dampft. Und? Sie schießt, die Trefferdichte ist einwandfrei.

Er funkt nicht mehr!

Bericht des ehemaligen Bu-We-Stabsunteroffiziers Kramer

Es war an einem Abend des Jahres 1958 unter türkischem Himmel, 160 Kilometer von Istanbul entfernt. Das genaue Datum habe ich mir damals nicht gemerkt, aber dennoch sollte dieser Tag für meinen weiteren Weg wichtig sein. Hier, auf dem NATO-Flugplatz Banderma, lag schon damals ein Geschwader der Bundesluftwaffe. „Weil wir in der Bundesrepublik nicht genügend Übungsplätze besitzen", wurde uns von unseren Offizieren gesagt. Der Heimathorst dieses Geschwaders war Lechfeld bei Augsburg, und allabendlich hatte ich, der nach Banderma kommandierte Stabsunteroffizier und Funker, die Funkverbindung mit Lechfeld herzustellen.

Ich hatte an diesem Abend gerade eine Liste von dringend benötigten Ersatzteilen für unsere Düsenmaschinen durchgegeben. Ich war noch immer in Dienst, aber unbeschäftigt, und so ging ich auf der Skala spazieren – bis ich einen Sender mit heißer Musik gefunden hatte. Doch was war das? Die Musik hatte ausgesetzt und ein deutscher Sprecher sagte: „Hier ist der Freiheitssender 904, hier spricht die Kommunistische Partei Deutschlands. Es folgt jetzt eine Sendung für die Bundeswehr. Hallo Jungs!"

Bereits in meiner Stammeinheit in Deutschland war gemunkelt worden, daß es solche Sender gibt. Aber keiner traute sich sie zu hören, oder, falls es doch einer getan haben sollte, ein Sterbenswörtchen darüber zu verlieren. Alle hatten Angst vor den Vorgesetzten und dem MAD. Aber hier in Banderma war ich fast mein eigener Mann, fast unkontrolliert, und da mir dieses „Hallo Jungs" gefiel, stellte ich mich jeden Abend auf die Welle des Freiheitssenders oder des Soldatensenders ein. Die Worte dieser Sender fielen jedoch bereits auf fruchtbaren Boden.

Im letzten Krieg hatte ich es bis zum Stabsgefreiten gebracht. Ich war Bordfunker in einem Stuka und dann Funker bei der sogenannten „Panzerdivision Hermann Göring" gewesen. 45 hatte ich wie alle die Nase voll vom Kommiß. Ich begann als Betonarbeiter, weil ich mir sagte, die Bauwirtschaft hat eine große Zukunft bei den Trümmern ringsum. Aber der kleine Baubetrieb, bei dem ich den technischen Betriebsleiter machte, ging wie viele andere kleinere Betriebe nach der Währungsreform pleite. Da bin ich dann als Zivilangestellter beim Ami gelandet, erst an einer Schule, dann auf einem Flugplatz.

Hier erhielt ich dann 1957 aus Wiesbaden ein Schreiben von der Bundeswehr. Mir wurde vorgeschlagen, wieder Soldat zu werden. Ich glaubte damals noch jene Lügen, daß die Russen eines Tages den Westen überfallen würden und die Bundeswehr deshalb die Freiheit verteidigen müsse. Ich sprach auch mit einigen von den ersten, die wieder von der Bundeswehr zurückkamen. Die sagten: „Prima war es." Seinerzeit praktizierte man in der Bundeswehr zum Schein noch die sogenannte weiche Welle. Und, um ehrlich zu sein, bei meinem Entschluß spielten auch wirtschaftliche Erwägungen eine große Rolle.

Meine Frau sprach: Geh nur, dann bekommst du später eine Pension.

Bei der Einstellungsuntersuchung in Wiesbaden hieß es nur: „Sehr geehrter Herr", „Und wenn wir bitten dürften", „Wäre es nicht möglich" usw. Der Ton war geschwollen höflich. Aber die weiche Welle klang wie überall in der Bundeswehr auch bald in meiner Einheit ab. Dabei ging es bei der Luftwaffe, wo ich diente, im Verhältnis zu anderen Waffengattungen fast noch leger zu. Von Pionieren hörte ich, wie sie geschunden wurden, und der Iller-Vorfall war ja auch bezeichnend genug.

Die Offiziere, die wir damals hatten, waren alles Ehemalige. Das Musterbeispiel für einen Marschierer war unser Zugführer Hauptmann Schwarz. Wir nannten ihn nur „captain Black". Als wir einmal den Kölner Dom besichtigten, ist er in Uniform und auf Knien durch den halben Dom gerutscht. Das ist natürlich seine Sache. Aber meine Sache ist es, daß ich dafür nicht zu haben bin. Eines Tages kam captain Black und verteilte an jeden Soldaten ein Geschenk vom Kriegsminister Strauß: Das neue Testament und ein kirchliches Gesangbuch. Ich sagte: „Das brauche ich nicht." Seitdem war mir captain Black nicht mehr grün.

Regelmäßig kamen auch die Pfarrer zu uns. Sie sprachen aber nicht lediglich über den lieben Gott im Himmel. Sie gaben jede Woche einen sogenannten lebenskundlichen Unterricht. Da wurde über Themen wie „Du und die Gesellschaft", „Dialektischer Materialismus oder christlicher Glaube" gesprochen. Die Religion war bei diesem Unterricht nur ein Mantel. Was in Wahrheit herauskam, war eine Rechtfertigung der Bundeswehr. Vereinfacht und auf einen Nenner gebracht hieß die Moral: Was im Westen geschieht, ist Gottes Wille, was im Osten dagegen Werk des Teufels. Dieser Unterricht war offiziell freiwillig. Aber diejenigen, die nicht daran teilnahmen, bekamen von captain Black Ordnungsdienst außer der Reihe auf-



„Welchen Gegenstand braucht ein Bundeswehrsoldat am allerwenigsten?"

gebrummt. Und wenn sie den Flur kehren mußten, wo schon gekehrt worden war.
Pflicht für alle, auch offiziell, war zum Beispiel die wöchentliche Zeitungsschau. Als Quelle dienten die Hamburger „Welt", der „Münchner Merkur" und das örtliche Organ, ich glaube es hieß „Augsburger Nachrichten". Es waren durchweg Zeitungen, deren Regierungstreue genau so unüberbietbar war wie ihr Antikommunismus. In diesen Schulungsstunden wurde beinahe jedesmal davon gesprochen, daß die verlorenen Ostgebiete zurückgewonnen werden müßten. Manchmal wurde zwar hinzugefügt: „mit friedlichen Mitteln". Aber mir und anderen war nicht ganz geheuer, daß man diese



„. . . und was haben Sie nun aus meinen Osterfahrungen gelernt?"

Forderung so unaufhörlich wiederholte. Denn daß diese Gebiete nicht ohne Waffengewalt zu bekommen waren, sahen doch auch unsere Vorgesetzten.
Hier sei vielleicht noch erwähnt, daß die „Bildzeitung" schon in der Kantine angeboten wurde und in der Tat auch von fast jedem Soldaten gekauft wurde. Der Absatz dieser gedruckten Mischung von Kriminalität, Sex, verlogenen Idealen und gemeiner antikommunistischer Hetze ist doch ein deutlicher Gradmesser für das geistige Niveau in der Bundeswehr.
Meine Zweifel wurden dann stärker, als ich im türkischen Banderma meinen Dienst tat. Mit den einfachen türkischen Soldaten kamen wir nicht in Kontakt, aber mit einigen Offizieren und Unteroffizieren. Ich befreundete mich mit Oberleutnant Akkaya an. Der Name heißt genau übersetzt: „Weißer Stein". Als er mich einmal ins türkische Offizierskasino einlud, guckten unsere Offiziere böse. Von meinem Freund Akkaya erfuhr ich, daß die Türkei bei 16 Millionen Einwohnern eine halbe Million Soldaten ernähren muß. Da wurde mir klar, daß die NATO-Politik viel zur erschütternden Armut der türkischen Dörfer beiträgt. Außerdem ist die ganze Türkei mit amerikanischen Stützpunkten besät. Die Amis wollen ja bekanntlich leben, und deshalb haben sie sich die schönste Stadt, Adana, als Hauptquartier ausgewählt. Ich spürte, daß die türkische Bevölkerung eine wachsende Unruhe erfaßte und daß sie nicht mehr so blindlings glaubte, daß die Sowjetunion der Todfeind und an allem schuld sei. Dann erfuhr ich, daß die NATO in der Türkei mehrere gewaltige Funkmeßanlagen gebaut hat, die den Luftraum der Sowjetunion erkunden, d. h. Spionage treiben sollen. Und langsam ging mir das Licht auf, daß auch unser Geschwader nicht nur zu Übungen in der Türkei weilte, sondern einen Stützpunkt für einen Krieg gegen die Sowjetunion hielt.
Ich fühlte mich aus diesen Gründen nicht mehr

Militärgeistlicher: „Bitte um Einlaß. Hab' großen Anteil daran, daß viele in den Himmel kommen." Petrus: „Ich sehe es, zum Teufel!"



Zeichnungen: Klaus Arndt

wohl in der Bundeswehr, und es gab auch persönliche Gründe, weshalb ich die Bundesrepublik verlassen wollte. In meine Gedanken mischten sich die ersten Fluchtvorstellungen. Vielleicht nach Kairo in die VAR? In dieser Zeit hatte ich mit Akkaya eine kleine, aber für mich wichtige Begebenheit, die mancher Leser für ein Zeichen meiner Naivität ansehen wird, die aber einer, der lange unter der westlichen Propaganda gelebt hat, verstehen wird. Akkaya hatte einen Radioempfänger, mit dem er sehr zufrieden war. Ich kannte diese Marke noch nicht und schaute ihn mir deshalb genauer an. Da entdeckte ich, daß er vom VEB-Stern-Radio aus Ostberlin kam. „Das ist ja einer aus Ostdeutschland", sagte ich zu Akkaya. Er antwortete mir: „Das ist doch egal, deutsche Arbeit ist immer gut!" Sicherlich stimmt das nicht in jedem Fall, aber bei mir setzte sich der Gedanke fest: „So schlimm kann es doch drüben in Ostdeutschland gar nicht sein, wie sie es dir in der Schulung weismachen wollen."
In der Nähe von Banderma, bei Bursa, war auch ein Mustergut oder Versuchsgut von irgendeinem sozialistischen Staat eingerichtet worden. Der Besuch war für uns strengstens verboten. Als ob es sich um ein besonders wichtiges militärisches Objekt handelte!
Mit diesen Zweifeln an der Freiheitsmission der Bundeswehr und an die Glaubwürdigkeit der Propaganda über den Osten begann ich den Freiheitssender und den Soldatensender zu hören. Und jetzt wurde mir vieles klarer.
Wieder in Lechfeld spürte ich, daß sich auch die Heimat verändert hatte. Ich sah vieles mit anderen Augen an. Natürlich, captain Black würde am liebsten sofort gegen den Osten marschieren. Aber auch von meinen einstigen Kameraden — oft gute Kumpels — trennte mich eine Kluft. Würde man ihnen den Befehl geben, Bomben auf Moskau zu werfen, „weil man einem russischen Angriff zuvorkommen müsse" — sie würden es ohne Widerrede tun. Sollten sie einen Atomangriff auf Leipzig fliegen, hätten sie zum Teil wohl Bedenken — aber sie würden auch diesen Befehl fast ausnahmslos durchführen. Ich mußte mir sagen: Du stehst allein.
Meinen ersten Plan, in die DDR zu gehen, mußte ich aufstecken. Der MAD und die Vorgesetzten waren mißtrauisch geworden. Zwar konnte ich dem Major Hansen zum Beispiel den Verdacht wieder ausreden, so daß er sagte: „Kramer, da wollte Ihnen wahrscheinlich irgend jemand einen Strick drehen." Aber die geplante zweite Kommandierung in die Türkei kam nicht. Doch schließlich gelang mir der Weg in die DDR doch. Ich habe diesen Schritt nicht bereut.



„Harte Welle und Drill? Bei uns gibt es nur weiche Wellen."



FROST-DIALEKTIK. Ein Posten steht bei 25 Grad unter Null an der Staatsgrenze. Bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, schüttelt er sich vor Kälte. Da nähert sich die Kontrollstreife.
„Frieren Sie?“ – „Jawohl!“ – „Dann laufen Sie doch ein wenig hin und her.“
Nachdenklich antwortet der Posten: „Das geht nicht, sonst fange ich an zu schwitzen und könnte mich dann erkälten.“



DIE NEUEN STIEFEL. Soldat Haberkorn hat neue Stiefel empfangen und quält sich beim Anziehen damit ab. Schließlich keucht er, krebsrot vor Anstrengung:
„Donnerkiel! Ich komme, glaube ich, nicht eher 'rein, bis ich ein paar Kilometer drin gelaufen bin.“

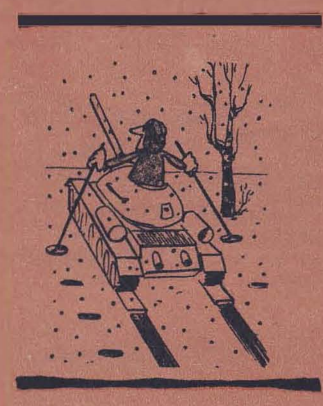


WO IST MUTTI? Klein Uwe geht mit Mutti einkaufen. Im Gedränge des Kaufhauses findet er sie nicht wieder. Tapfer unterdrückt er seine Tränen. Er sieht sich um und wendet sich hoffnungsvoll an einen Soldaten: „Herr Soldat, haben Sie nicht eine Dame gesehen ohne mich?“



DER DURCHREISSER. Soldat Fichte kann als Förster selbstverständlich gut schießen. Aber seinem Gruppenführer gefällt nicht, daß er den Abzug immer durchreißt ohne Druckpunkt zu nehmen. Stunden wendet er auf, um ihm die Sache mit dem Druckpunkt zu erläutern. Aber es hilft nichts. Beim nächsten Schießen reißt er wieder durch. „Spüren Sie denn den Druckpunkt nicht?“ Ruhig und gelassen antwortet Soldat Fichte: „Wenn ich zu Hause einen Bock oder einen Hasen vor der Flinte habe, kann ich auch nicht erst lange Druckpunkt nehmen.“

Vignetten: Parschau





Eroberer der Lüfte

Ein erregendes Kapitel aus der Geschichte der sowjetischen Luftfahrt

Dieser neue sowjetische Film ist den heldenhaften sowjetischen Testpiloten gewidmet, vor allem jenen von ihnen, die für den Fortschritt des Flugwesens ihr Leben gaben. Die Handlung erzählt die Geschichte eines Flugzeugtyps, der ersten sowjetischen Düsenmaschine. Jeder Start ist für den Testpiloten ein Spiel auf Leben und Tod. Der Testpilot weiß das – und startet trotzdem. Seine Gedanken zu offenbaren, die Motive zu verdeutlichen, die ihn bewegen, das ist der tiefe menschliche Inhalt dieses Films. Nicht Abenteuerlust, hoher Verdienst oder Auszeichnungen sind die Triebkraft todesmutigen Wagens. Es geht um den Fortschritt der Luftfahrt, um die Stärke und Zukunft der Heimat.
So ist das Thema des Films an sich schon groß, menschlich ergreifend. Es braucht kein Pathos, keine Überhöhung. Die Filmschöpfer haben die Handlung schlicht erzählt – und erschüttern darum um so stärker. Dem sowjetischen Testpiloten Alexej Koltschin (großartig verkörpert von dem uns bekannten Darsteller des „Kotschube“ Nikolaj Rybnikow) war es vorbehalten, mit der ersten sowjetischen Düsenmaschine durch das Blau des Himmels zu rasen. Er ließ sein Leben. Ebenso kühne Genossen aber übernahmen nach ihm den Steuerknüppel neuer, immer modernerer Maschinen. Die besten Piloten unserer Luftstreitkräfte dürfen sich ihnen zugehörig fühlen, alle sollten ihnen nacheifern.

DMV, 206 Seiten, 6,— DM.



Hasso Grabner Heinz Mildner: „Der Weg nach Hause"

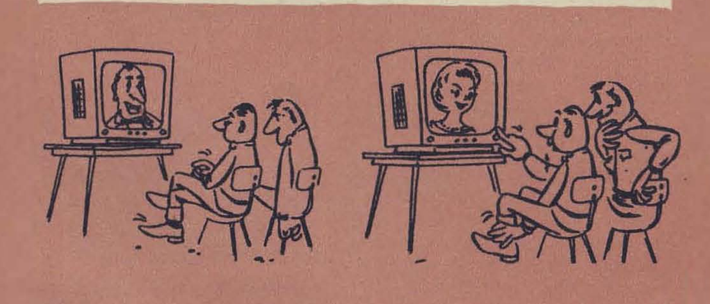
Neulich kam ich mit tschechischen Touristen ins Gespräch. Und wie das dann so ist: Fragen, Fragen, Fragen. Vom Sport zum Bier, von der Politik zum Berliner und Prager Nachtleben, von 1939 bis 1963. Kreuz und quer und nicht immer ernst. Und dann kam eine Frage, und die war ernst. „Was waren Ihre Generale früher?" Ich brauchte nicht herumzureden. Arbeiter, konnte ich sagen, waren sie, Kommunisten, Illegale, Spanienkämpfer. Von einem wußte ich, der sich als Soldat, obwohl jung an Jahren, nicht von den Faschisten mißbrauchen ließ, ihnen den Rücken kehrte und im Nationalkomitee Freies Deutschland für die Beendigung des verbrecherischen Hitlerkrieges kämpfte.

Vor wenigen Tagen nun ist mir einer der Generale näher begegnet: Generalmajor Ewald Munschke. Näher begegnet im obengenannten Buch.

Die Jugend des Berliner Proletarierjungen war alles andere als sorgenfrei. Denn: Arbeit auf dem Bau, politischer Einsatz, Arbeitslosigkeit. Und das „Kapital" von Karl Marx offenbart sich nicht leicht einem „Ziegelhucker", auch dann nicht, wenn er am eigenen Körper spürt, wie er für das Kapital schuften muß. Viel mußte der Bauhilfsarbeiter Munschke lernen, in der Illegalität im faschistischen Deutschland, auf Schulen in der Sowjetunion, mit dem Gewehr in der Hand gegen die Faschisten in Spanien, wieder in der Illegalität mitten unter den Faschisten in den von ihnen besetzten Niederlanden. So reiften Generale der NVA, das waren ihre Schulen.

1945 kam Ewald Munschke nach Hause. Er brauchte nicht mehr Walter Kemplewski, Egil Hansen, Ewald Fischer, Anton Bakker, van Singel oder Paul van Waterloop zu sein. Seine Heimat war frei. Er wollte wieder der sein, der er immer gewesen war: Ewald Munschke. Und er mußte erfahren, er war am 17. Februar 1942 gestorben. Das Einwohnermeldeamt wies es aus. Tragikomischer Punkt im Leben eines Revolutionärs.

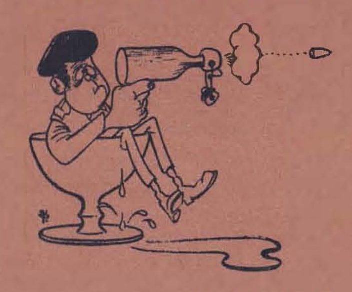
Aus dem Porträt wird deutlich: Es gibt kein „oben" und „unten" in unserer Volksarmee. Dein General, Genosse Soldat, steht an deiner Seite, entstammt deiner Klasse. Er war Arbeiter, und er ist ein Arbeiter, der gelernt hat, unaufhörlich gelernt hat. Und der immer in der ersten Reihe stand im Kampf gegen deine Feinde. Das beweist sein Leben, das wird nachgezeichnet durch dieses anerkennenswerte Buch, dem man viele Leser wünscht. *Claus*





„Molle mit Korn"

Woran es liegt, daß die NATO-Besatzer westdeutsche Bürger „manchmal" überfallen? Also, das liegt ganz woanders dran. Und herausgefunden hat das ein Generalmajor ihrer Majestät von Großbritannien und Nordirland. Er sagte: Wenn es in Germany das Gedeck „Molle mit Korn" nicht gäbe, wären die Streitigkeiten zwischen NATO-Soldaten und Bevölkerung wesentlich geringer.



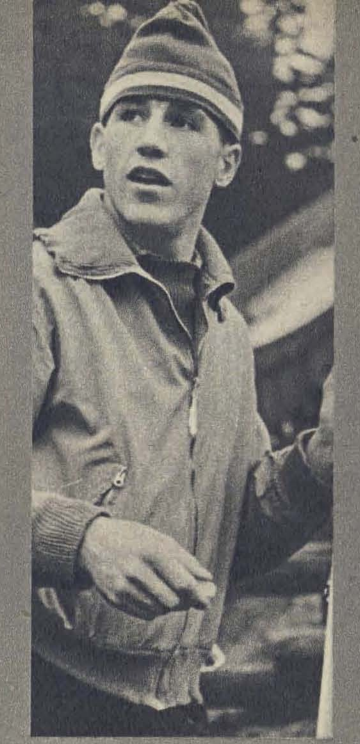
Vignette: Arndt

Die gutartigen Besatzer-Boys werden nämlich durch den Genuß von „Molle mit Korn" wuschig und angeregt, ihre Schießeisen auszuprobieren. Die Boys verwechseln, weil sie aus einer fremdsprachigen Gegend kommen, „Molle mit Korn" mit „Kimme und Korn" und schießen deshalb über das Maß hinaus und auf die Barfrau. Was wirkt also verheerender als das Besatzungsstatut? Molle mit Korn! Die Lösung liegt also nicht beim Abzug der Besatzungstruppen, wie Naive meinen, sondern bei der Streichung des Gedecks „Molle mit Korn" von den bundesdeutschen Getränkekarten; denn dann haben die Besatzer nur noch die Möglichkeit, im Kognak- und Whisky-Rausch Frauen und Banken zu überfallen. Die Überfälle aber werden sich dann todsicher verringern! *G. P.*

UNTERLEUTNANT DIETER BOKELOH

Geboren: 28. Januar 1942. Beruf: Dreher. Klub: ASK Vorwärts Brotterode. Größte Erfolge: Flugschanzensieger von Planica 1963, Juniorensieger am Holmenkollen 1961, Deutscher Vizemeister 1961. Größe: 1,78 m. Gewicht: 85 kg.

Eigentlich sollte der „Bok" Nordisch-Kombinierter werden; so jedenfalls hatten es Trainer Kurt Heider in Benneckenstein und Ernst Tallowitz in Brotterode vor. Doch Dieter liebäugelte schon immer mit den großen Sprungschanzen und träumte von eindrucksvollen Weiten. So versuchte er sich vor drei Jahren bei den Titelkämpfen der Springer in Oberhof und sorgte für keine geringe Sensation. Nach dem ersten Wettkampftag hatte er die Nase vorn und alle Sprunglaufasse der Republik hinter sich. Und erst als ein Mann mit großem Namen am Tag darauf alles auf eine Karte setzte, fiel Dieter mit einem halben Punkt Unterschied auf den 2. Platz zurück. Besagter Mann hieß Werner Lesser, beendete wenig später die aktive Laufbahn und wurde Trainer und Lehrmeister seines so hartnäckigen Konkurrenten. – Zum ersten Mal auf Brettern stand der heutige Weitenjäger mit zwei Jahren; der Opa hatte ihm Schneeschuhe aus Faßdauben gezimmert. Zum ersten Mal über eine große Schanze ging er als Neunjähriger. Er landete bei 60 Metern derart unsanft auf dem Hinterteil, daß er den zweiten Versuch zunächst um zwölf Monate verschob. Doch dann probierte er es noch einmal, stand den Sprung – und vollführte etliche Freudensprünge dazu. Heute, da Dieter Bokeloh auf den Flugschanzen zu Hause ist, sind das nur noch Episoden, an die ihn die Freunde oder der Großvater erinnern, wenn er mit seiner JAWA das heimatliche Benneckenstein besucht. KW





Waffenbrüder-Magazin

Lediglich mit einem Bajonett spürte der sowjetische Hauptmann Stscherba in Algerien viele der von den Franzosen als unauffindbar bezeichneten Plastikminen auf.
Er half mit weiteren sowjetischen Pionieren bei der Beseitigung dieses furchtbaren Erbes französischer Kolonialherrschaft (siehe auch „AR" 7/1963). Bei einem dieser Einsätze erlitt er jedoch durch eine detonierende Mine schwere Verletzungen und verlor sein Augenlicht. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er für seine Opferbereitschaft vorzeitig zum Major befördert und mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet.

●

Bereits mit dem zweiten Schuß traf eine tschechoslowakische Kampfwagenbesatzung auf eine Entfernung von 2400 m beim nächtlichen Kompaniegefechtsschießen die vom gesamten Zug zu vernichtende „Raketenbasis". Das Ziel war lediglich durch eine Stearinkerze „beleuchtet". Der mit den gleichen Werten schießende zweite Panzer des Zuges erzielte daraufhin schon beim ersten Schuß einen Volltreffer. Insgesamt hätten dem Zug für diese Aufgabe 12 Granaten zur Verfügung gestanden.

●

Blumen und Erinnerungsgeschenke erhielten Ärzte und Pflegepersonal eines deutschen Krankenhauses von Angehörigen eines Truppenteils der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte. Sie hatten in hervorragendem persönlichen Einsatz und durch sorgsame Pflege dem verunglückten Sergeanten Baschkatow das Leben gerettet, der wegen der Schwere seiner Verletzungen nicht in das entfernt gelegene Armeelazarett gebracht werden konnte und sofort operiert werden mußte.



Was ißt Soldat Jiři?

STRAPATSCHKA

Aus geriebenen Kartoffeln, einem Ei, etwas Salz, einem Eßlöffel Fett und soviel braunem Mehl, wie die Masse aufnimmt, einen Teig kneten, Spätzle zupfen und in Salzwasser längere Zeit kochen. Danach in ausgelassenen Speck geben und mit den Grieben sowie geriebenem Käse überstreuen.



Soldatenwitze entnommen aus „Néphadsereg" und „Zolnierz Polski"

FACHBÜCHEREI

Bevor der amerikanische Luftspion Francis Gary Powers an jenem 1. Mai 1960 das größte Dilemma seiner „Karriere" erlebte, war auch er über das Verhalten eines US-Offiziers in Gefangenschaft vereidigt worden. In dem Kode der Vereidigung heißt es da: „Ich werde es bis ans Äußerste meiner Möglichkeiten vermeiden, Fragen ... zu beantworten ... Ich werde nie vergessen, daß ich ein amerikanischer fighting man bin. Ich vertraue auf Gott und die Vereinigten Staaten von Amerika."

Powers vergaß nach seinem Sturz aus den Wolken einiges dieser Formel. Noch mehr aber sagten die Funde in den Trümmern seiner U-2 aus – die vollständige Ausrüstung eines neuzeitlichen Spionageflugzeuges, und in Powers

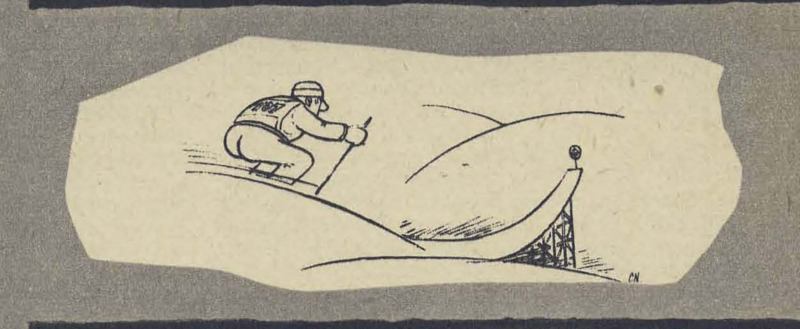


Taschen die Utensilien eines Luftspions.

Es war nicht der erste Spionageflug einer eigens dafür geschaffenen amerikanischen Maschine über dem Territorium eines sozialistischen Landes.

Darüber und über Wesen, Ziele und Aufgaben der Luftspionage in unseren Tagen, vermittelt K. H. Eyermann in einem zweibändigen Werk „Luftspionage" ein eindrucksvolles Bild. Mit zahlreichen Dokumenten, Karten und Typenfotos illustriert, geben die Bände dem Leser – ob vorgebildet oder Laie – einen umfassenden Einblick in diese Maschinerie der modernen imperialistischen Spionage, die ihre Methoden von den Hitlerfaschisten übernahm und zum gleichen Zwecke, der erneuten Kriegsvorbereitung, anwendet. „Luftspionage" ist allen militärisch interessierten Lesern wärmstens zu empfehlen. ke-

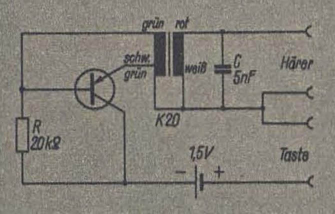
K.-H. Eyermann – „Luftspionage", Deutscher Militärverlag, Berlin 1963, 2 Bände, reich illustriert.

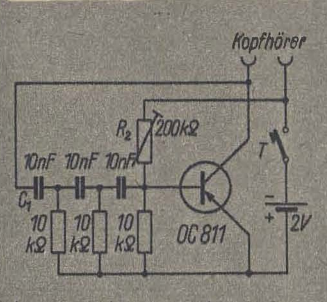




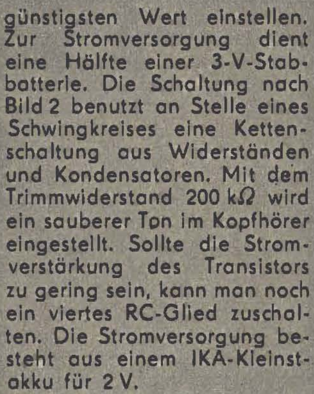
Westentaschenmorsesummer. Um in der Freizeit Morsen üben zu können, braucht man neben Taste und Kopfhörer einen Tongenerator, der sich bei Verwendung eines Transistors leicht aufbauen läßt.

Bild 1 zeigt einen Tongenerator mit dem Kleinstübertrager K 20, der gemeinsam mit dem Kondensator C den Schwingkreis bildet. Die erzeugte Tonhöhe wird von der Größe dieses Kondensators beeinflußt. Um den Arbeitspunkt des Transistors einstel-





len zu können, baut man besser für den Widerstand R einen Trimmwiderstand 50 kΩ ein. Mit einem Schraubenzieher kann man dann den



günstigsten Wert einstellen. Zur Stromversorgung dient eine Hälfte einer 3-V-Stabbatterie. Die Schaltung nach Bild 2 benutzt an Stelle eines Schwingkreises eine Kettenschaltung aus Widerständen und Kondensatoren. Mit dem Trimmwiderstand 200 kΩ wird ein sauberer Ton im Kopfhörer eingestellt. Sollte die Stromverstärkung des Transistors zu gering sein, kann man noch ein viertes RC-Glied zuschalten. Die Stromversorgung besteht aus einem IKA-Kleinstakku für 2 V.

Der gesamte Tongenerator kann bei Verwendung von Kleinstbauteilen in eine Streichholz- oder Tabletten-



schachtel bzw. Seifendose eingebaut werden. Bild 3 zeigt eine Ausführung in einer Tablettenschachtel. Findige Bastler werden den Tongenerator auch in der Morsetaste selbst unterbringen können. Eine einfache Taste kann man selbst aus Messingblech herstellen. Ing. Schubert



Ein schwerer Verkehrsunfall ereignet sich! Durch starken Blutverlust ist ein Verunglückter in Lebensgefahr. Was tun, wenn kein Blutspender und keine Blutkonserven vorhanden sind? In solchen Situationen – die leider sehr häufig auftreten – muß schnell gehandelt werden. Hier hilft nur „Infukoll", der moderne Blutplasmaersatzstoff, hergestellt in unserer Republik. In dem eingangs erwähnten Fall holt der zum Unfallort herbeigeeilte Arzt eine Glasflasche aus seiner Bereitschaftstasche und führt mit einer Sonde eine bestimmte Menge dieser Flüssigkeit in den Körper des Verunglückten. Die Gefahr ist vorbei, ein wertvolles Menschenleben kann gerettet werden.

„Infukoll" hat sich tausendfach bewährt, sowohl bei Verkehrsunfällen als auch in Katastrophenfällen, bei Operationen und Geburten mit akutem Blutverlust, auch bei starken Verbrennungen mit Schockzuständen und bei großen Weichteilquetschungen. Diese dem Wasser ähnliche Flüssigkeit ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Ersatzstoff des Blutes, denn es wird in den Stoffwechsel des Organismus mit einbezogen, da es dem Blutplasma in seinen biologischen, chemischen und physikalischen Eigenschaften ähnelt und im menschlichen Körper nicht als Fremdkörper anfällt.

Die große Bedeutung dieses Präparats liegt darin, daß es im Notfall ohne vorherige und zeitraubende Blutgruppenbestimmung sofort verwendbar ist und in beliebigen Mengen zur Verfügung gestellt werden kann. Das letzte ist bei Blut nicht der Fall. Dem Menschen in entsprechenden Mengen von 500 bis höchstens 1500 ml zugeführt, übernimmt „Infukoll" nicht nur die Funktion der fehlenden Blutflüssigkeit, sondern erhöht auch durch das hohe Wasserbindungsvermögen die Gewebeflüssigkeit im Gefäßsystem. Nach etwa drei Tagen werden etwa 90 Prozent dieser Flüssigkeit über die Niere ausgeschieden, und nach rund 6 Wochen ist der menschliche Körper wieder frei von „Infukoll".

Hergestellt wird „Infukoll" in einem der modernsten pharmazeutischen Betriebe der DDR, im VEB Serum-Werk Bernburg. Die Produktion ist fast ausschließlich für das Inland bestimmt, weil der Bedarf für diesen lebensrettenden Stoff sehr groß ist. Die größte Überraschung erlebten wir im Betrieb, als wir erfuhren, daß „Infukoll" aus dem normalen Rübenzucker hergestellt wird. Dieser Vorgang ist sehr kompliziert. Durch Einwirken bestimmter Bakterien aus der Gattung Leuconostoc entsteht Dextran, ein auf Glukosemolekülen aufgebauter Vielfachzucker (Polysaccharid). Diese schleimige Substanz ist mit Stärke und Zellulose verwandt, im Gegensatz zu diesen jedoch wasserlöslich. Durch eine gelenkte Synthese, komplizierten Ab- und Umbau, Reinigungsfällungen und Fraktionieren erhält man schließlich das Präparat „Infukoll", das bestimmten Eiweißkörpern des Blutes entspricht und dem Blutplasma weitestgehend gleicht. In Bernburg wird diese wertvolle Flüssigkeit dann in Spezial-Infusionsflaschen zu 100 und 500 ml keimfrei als 6prozentige wäßrige Lösung mit einem Zusatz von 0,85 Prozent Kochsalz abgefüllt. Aus diesen Flaschen kann „Infukoll" bei Bedarf sofort verwendet werden.

Im Herstellerbetrieb und in verschiedenen Prüfinstituten unterliegt das Präparat einer chemischen, biologischen, pharmakologischen und klinischen Überprüfung. Dazu werden an Hunden und Kaninchen Verträglichkeitsversuche durchgeführt, um in jedem Fall im menschlichen Körper eine gute Verträglichkeit zu garantieren.

DDR UNSER VATERLAND

Es wird ein sogenannter Pyrogentest vorgenommen. So erhalten zum Beispiel Kaninchen 10 ml des neuen „Infukoll" in die Vene gespritzt und werden drei Stunden lang auf fiebererregende Stoffe (Pyrogene) gemessen. Diese Temperaturmessung wird über Kontaktthermometer vorgenommen. Beträgt die Temperatur 1 Grad über Normal, so muß der Versuch wiederholt werden. Bei über 3,5 Grad pyrogen muß das Mittel gesperrt werden, weil sonst gesundheitliche Schäden beim Menschen unvermeidlich sind. Diese Beispiele zeigen, mit welchem Ernst die Bernburger Arbeiter und Wissenschaftler ihre eigenen Erzeugnisse prüfen, damit die Gesundheit unserer Bevölkerung nicht in Gefahr gebracht wird.

Bleibt am Schluß noch zu sagen, daß „Infukoll" nicht nur bei uns Menschen, sondern auch bei Tieren – Pferd, Hund, Rind, Schwein – mit Erfolg angewandt werden kann und daß nur der Arzt dieses Präparat verwenden darf. Unseren Chemiearbeitern und Wissenschaftlern im Bernburger Serum-Werk danken wir für diesen lebensrettenden Blutplasmaersatzstoff.

Das Präparat „Infukoll" spielt natürlich auf Grund seiner Bedeutung in der Produktion des Bernburger Betriebes eine besondere Rolle. Insgesamt werden aber hier rund 170 Präparate für die Human- und Veterinärmedizin hergestellt, u. a. Schlangengifte und Antibiotika. Für die Gesundheit von Mensch und Tier! *R. Höhn*

Auch wenn (oder gerade weil) man nicht viel von ihr erkennt – diese Bernburger Beduinenfrau strahlt Vertrauen aus.


JENA



Zeichnung: Kurt Zimmermann

Das Wichtigste...

W. I. Lenin, der Begründer des ersten sozialistischen Staates der Welt, starb vor 40 Jahren, am 21. Januar 1924



ines Tages trafen wir – nach dem Smolny unterwegs – Fedja Schadurow. Seit der Aufdeckung der konterrevolutionären Verschwörungen wäre man dort jetzt, so sagte er, sehr streng bei der Ausgabe von Passierscheinen geworden. So ein Ärger, wir mußten unbedingt hin. Aber Monja Schawer fand wie immer einen Ausweg, wo er doch das Gewehr bei sich hatte: Er ließ mich und Lonja Petrowski vorausgehen, sagte selber, als er am Wachposten vorbeiging: „Bringe Verhaftete", und dieser ließ uns passieren.
Wir machten den Rücken krumm und schlurften schweren Schrittes dahin, wie es sich für Verhaftete gehört. Aber kaum waren wir um die Ecke und dem Wachposten außer Sicht, da rannten wir auch schon los, lachten uns halbtot über den gelungenen Streich und wären beinahe mit einem Mann zusammengeprallt, der uns entgegenkam.
„Vorsicht, Genossen", sagte eine bekannte Stimme.
„Oh, Wladimir Iljitsch!"
Er fragte uns nach der Ursache unserer so unbändigen Heiterkeit. Wir genierten uns, die Wahrheit einzugestehen, und logen eine ganz unglaubwürdige Geschichte zusammen. Wladimir Iljitsch glaubte uns das keineswegs, schwieg aber und bat uns dann für einen Augenblick zu sich.
So erfüllte sich unerwartet unser Traum, zu Genossen Lenin zu gehen und ihm einige unserer Ideen vorzutragen. Wir dachten schon lange daran, doch ein Umstand hielt uns davon ab: Unsere Jungen vom Narwa-Petershof-Rayon waren schon bei Wladimir Iljitsch gewesen und hatten beim Betreten seines Arbeitszimmers noch auf der Schwelle mit den im voraus zurechtgelegten Worten: „Friede den Hütten – Krieg den Palästen" gegrüßt. Wir glaubten etwas Ähnliches sagen zu müssen, zum Beispiel „Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte..." oder aber „Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger!", hatten uns aber noch nicht endgültig entschieden.
Doch als wir jetzt bei Wladimir Iljitsch saßen, hatten wir diese unsere Absichten vergessen und fieberten förmlich danach, mit ihm über das zu sprechen, was damals als die „gegenwärtige Lage" bezeichnet wurde.
Man war damals mitten in den Verhandlungen mit den Deutschen über den Abschluß eines Waffenstillstandes. Die deutschen Militaristen benahmen sich frech und stellten jeden Tag immer neue ultimative Forderungen. Mochten diese Forderungen noch so schwer sein, Wladimir Iljitsch Lenin bestand darauf, daß Sowjetrußland sie so schnell wie nur möglich annehme, denn andernfalls würden schwerste Niederlagen, die Rußland zu gewärtigen hatte, es zwingen, später einen noch ungünstigeren und schwereren Friedensvertrag abzuschließen.
Wir mußten schon all unseren Mut zusammennehmen, um Wladimir Iljitsch zaghaft und verlegen die Vorschläge darzulegen, die bei unseren Diskussionen über internationale Fragen aufgetaucht waren.

DEN HELDEN

Rosa Luxemburg
und Karl Liebknecht
ermordet
am 15. Januar 1919

Die Stirn geneigt
und mit bewegtem Sinn,
so treten wir
voll Ehrfurcht vor euch hin.

Die ihr gelebt
fürs Glück des Vaterlands –
die Liebe flicht
euch einen Lorbeerkranz.

Wir setzen euch
ein Mal aus Erz und Stein,
doch zogt ihr lang
ins Herz des Volkes ein

und kündet fort
als Rufer in die Zeit
des freien Menschen
Ruhm und Herrlichkeit.

Willi Layb

Wir sagten, daß wir die Ansichten der sogenannten linken Kommunisten nicht teilten und entschieden für den Friedensschluß um jeden Preis seien. Halte aber Wladimir Iljitsch, wo doch die deutschen Imperialisten offenbar den Abbruch der Friedensverhandlungen provozieren und den Krieg fortsetzen wollen, es nicht für zweckmäßig, eine Million Menschen zu nehmen und ihnen zu befehlen, daß sie einen unterirdischen Gang unter die Frontlinie hindurch direkt in den Rücken der Deutschen vortreiben? Durch diesen unterirdischen Gang würden unsere verwegensten Menschen nach Deutschland gelangen und das deutsche Volk zur Revolution aufrufen. Und wenn es erst in Deutschland zu einer Revolution kommt, dann bricht auch in Frankreich die Revolution los und dann...

(Fortsetzung auf Seite 38)

Nein, Wladimir Iljitsch war nicht der Meinung, daß es zweckmäßig wäre, einen solchen unterirdischen Gang zu bauen.
Zweifelte er etwa daran, daß es solche Menschen gibt? Aber wir kennen sehr gute Menschen, die...
Nein, Wladimir Iljitsch zweifelte nicht an der Existenz solcher Menschen. Er wußte, daß es solche Menschen gibt.
Er setzte uns auseinander, daß es keine Revolution auf Bestellung gibt. Revolutionen entspringen einer Eruption des Zorns der Volksmassen. Und wir sollten nicht an unterirdische Gänge denken, sondern daran, wie man der Arbeiterklasse aller Länder hilft. Diese Hilfe habe die Sowjetregierung bereits geleistet, zum Beispiel dadurch, daß sie die Geheimverträge veröffentlicht hat. Jetzt sehe die ganze Welt, daß die Machthaber aller kapitalistischen Länder regelrechte Räuber sind. Ohne irgendwelche unterirdischen Gänge, durch die Tat, begreift das, durch die Tat haben wir den Werktätigen geholfen, sich davon zu überzeugen, was für ein Betrug der verfluchte imperialistische Krieg ist...
Unser Plan wurde also nicht angenommen!
„Ich sehe", sagte Wladimir Iljitsch, der uns aufmerksam ansah, „daß ihr in Gedanken schon neue Pläne schmiedet."
Sein Scharfblick verblüffte uns.
„Bevor ich sie mir anhöre, möchte ich wissen, was ihr werden wollt..."
Wladimir Iljitsch wollte offenbar hinzufügen, „... wenn ihr erwachsen seid", unterließ es aber.
Lonja Petrowski sagte, er habe sich entschlossen, in die Rote Armee zu gehen und ein proletarischer Heerführer zu werden.
Monja Schawer beabsichtigte ebenfalls, in die Reihen der Roten Armee einzutreten, doch unbedingt als Artillerist.
Ich hatte mich ebenfalls für die militärische Laufbahn entschieden.
Wladimir Iljitschs Miene schien auszudrücken, daß ihm unsere Absichten gefielen, aber auch, daß er gewisse Zweifel hegte.
„Wie alt seid ihr denn?" wollte er wissen. Von unserer gemurmelten Antwort war nur die Endung „... zehn" zu verstehen.
„Na, wäret ihr neunzehn gewesen, hättet ihr das lauter gesagt", lachte Wladimir Iljitsch. „Nehmen wir an, ihr seid siebzehn."
(Oh, wenn es doch so wäre!)
„Wenn ihr das Dekret über die Aufstellung der Roten Armee kennt, dann wißt ihr auch, daß man erst ab achtzehn Jahre in die Armee aufgenommen wird", fuhr Wladimir Iljitsch fort. „Macht euch das traurig? Fürchtet ihr etwa, daß die Weltrevolution ohne euch vollbracht wird?"
Wladimir Iljitsch stand auf und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen.
„Wir wissen nicht, wie sich die Ereignisse in den allernächsten Monaten entwickeln werden", sagte er sehr ernst. „Möglicherweise werden wir für die Rote Armee auch Jugendliche eures Alters nehmen müssen. Aber wie dem auch sei, für jeden von euch gibt es viel zu tun, ihr braucht nur die Ärmel hochzukrempeln! Die Bourgeoisie zerstört alles, sabotiert alles, um die Arbeiterrevolution zu vereiteln. Auf jedem Gebiet des Lebens steht uns die entscheidende Schlacht noch bevor. Die Arbeiterklasse muß zum wahren Herrn des Landes werden, und der beweglichste, der aktivste Teil der Arbeiterklasse ist die Arbeiterjugend. Wenn wir es verstehen, die Kräfte der Arbeiterklasse richtig zu organisieren, wird unsere Sache unbesiegbar sein. Und tun wir etwa alles, was dazu notwendig ist? Wie geht es zum Beispiel mit der Arbeit eures Jugendverbandes voran?"
„Sie geht schrecklich gut voran", antwortete ich entschieden.
„Schr-r-recklich gut!" ahmte mir Wladimir Iljitsch zum Spott nach. „Und wie viele von der Arbeiterjugend habt ihr hinter euch?"
„Millionen!" antwortete Monja Schawer im gleichen Ton wie ich zuvor.
Und nun erfuhren wir, wie das ist, wenn einem ordentlich die Leviten gelesen werden.
Wladimir Iljitsch kritisierte uns schonungslos wegen unserer organisatorischen Schwächen, der Vorliebe für Sitzungen, wegen des Wortgeprassels und leeren Geschwätzes. Wir saßen unter dem Hagel seiner Worte und vergegenwärtigten uns alle unsere Sünden und Unterlassungen: nicht ausgeführte Beschlüsse, nicht bis zu Ende gebrachte Vorhaben, Betriebe, die wir noch nicht besucht hatten, junge Arbeiter, mit denen wir die Arbeit aufgenommen und die wir auf halbem Wege im Stich gelassen hatten.
„Der Revolutionär muß ein heißes Herz haben, sonst ist er kein Revolutionär, und einen kühlen, nüchtern denkenden Kopf – sonst ist er ein Dummkopf", sagte Wladimir Iljitsch. „Er muß in gleichem Maße fähig sein, sowohl für die Revolution zu sterben als auch die langweiligste, die alltäglichste und deshalb schwierigste Arbeit zu verrichten. Denn das Wichtigste für uns ist dabei, stets die Millionenmassen des werktätigen Volkes hinter uns zu haben." Nach einem Blick auf die Uhr sagte Wladimir Iljitsch, daß er sich von uns verabschieden müsse. Wir hatten uns bereits zum Gehen erhoben, als er uns fragte, was denn eigentlich die Ursache unserer frohen Laune war, in der er uns angetroffen hatte.
Wir legten ein Geständnis ab. Wladimir Iljitsch war betroffen.
„Wie?" fragte er. „Seid ihr wirklich so hereingekommen? Und wie wollt ihr denn hinaus?"
„Auf die gleiche Weise!"
„Kommt, das will ich sehen!"
Wir stiegen zum Ausgang hinunter, setzten wieder die niedergeschlagene Miene auf, Wladimir Iljitsch beobachtete uns aus der Ferne.
„Führe Verhaftete ab", sagte Monja Schawer, als er am Wachposten vorbeiging.
„Passiert!" winkte dieser nachlässig.
Wir interessierten uns natürlich dafür, wie diese Geschichte ausgegangen war. Später erfuhren wir, daß noch am selben Tage eine neue Regelung getroffen worden war, wonach die Verhafteten, die nach dem Smolny gebracht wurden, nicht mehr in das Gebäude hinein durften, sondern von der Kommandantur im Untergeschoß übernommen wurden. *J. Drabkina (Gekürzt)*

Aus dem „Postsack":

Im November-Postsack brach Günter Lehmann eine Lanze für das Aktfoto im Soldatenmagazin. Ich leiste ihm Schützenhilfe! Zugleich habe ich eine Frage dazu: Wie entsteht eigentlich ein Aktfoto? Wird es am FKK-Strand „geschossen" oder im Atelier gemacht? Ist der Fotograf mit dem Mädchen nur allein? Mich würde das mal interessieren.

Uffz. K. H. Neumann, Erfurt

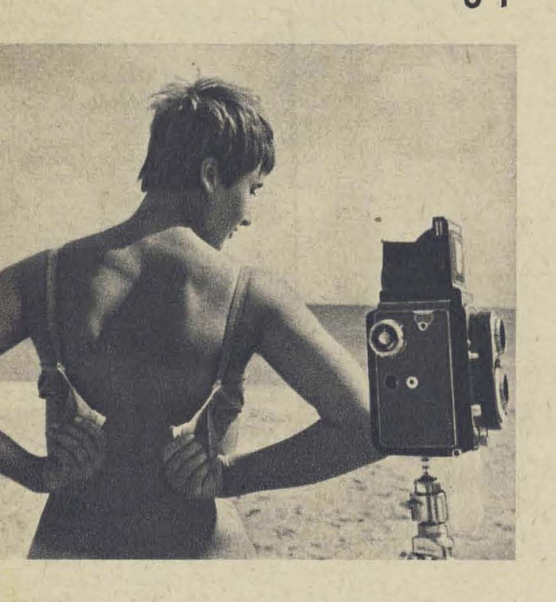
Vom AKT gepackt



Sie sehen aus,
als ob sie Kreuzworträtsel raten ...
Vielleicht auch
wie im Unterricht für Waffenkunde ...
Kein Mensch nimmt an,
es geht um eine Plauderstunde
zwecks Foto-Sex
im Magazine des Soldaten.

Mal angenommen,
(Ja, — Sie hinten links!) Sie stünden neben
der Fotodame
mit ihrem wirklich feschen Kaum-was-an,
und diese Akt-Akteuse knipse Akt und sage:
„Verschwinden Sie jetzt schleunigst,
werter Mann!"
So wäre doch schon
e i n e Lösung des Problems gegeben.

Vom AKT gepackt







Natürlich hat ein Akt
sich irgendwann entkleidet,
denn so mit Kleid
ist doch ein Akt kein echter Akt . . .
Auch der BH stört
und wird eilends aufgehakt,
wobei sie maskuline Hilfe
meistens meidet.

Der kleine zweite Teil
des Zweigeteilten purzelt
dann in den sommerwarmen
weißen Dünensand.
Und wo sich irgendwo im Land
ein unerwünschter Spähtrupp fand,
entfloh sie ihm,
bekleidet und moralverwurzelt.

Jetzt setzt sie sich
mit dem Belichtungsmesser
ins rechte Licht
und testet Ort und Ziel und Zeit . . .

Zur Einsicht
sieht sie keine Möglichkeit,
und diese Aussicht
stimmt sie sichtlich kesser.

Das kleine Zählwerk
ist nun aufgezogen,
der Selbstauslöser
klickt entspannt, erlöst . . .
Herr Neptun hat
den letzten Fakt vom Akt verdöst . . .
Das Aktmodell hat sich ganz schnell
— mal ausgezogen!

Bevor wir dieses „Aktbild“
nun ad acta legen,
sei zu dem Eingangsbrief
noch was gesagt:
Mit dem ‚Alleinsein‘
sind wir überfragt.
(Ganz unter uns:
Der Texter hätte nichts dagegen . . .)

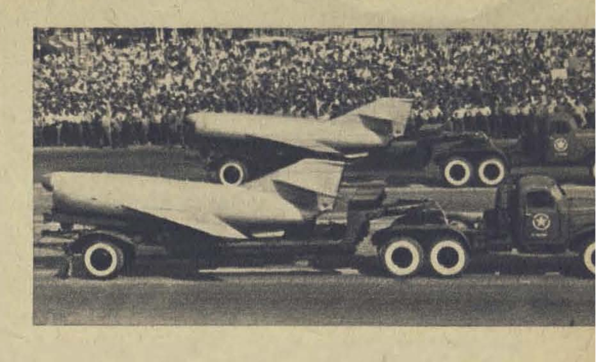
Urheberrechtlich aber liegt das Recht
am Spiegelkamerareflex
beim Fotografen . . .
Doch das bestreitet hier

K S e x



Vom AKT gepackt

MILITÄRTECHNISCHE Umschau



Neue Kfz.-Typenreihe

Die Uljanowsker-Fahrzeugwerke (UdSSR) haben eine neue Typenreihe geländegängiger Kfz. herausgebracht. Die Reihe umfaßt bei gleichem Fahrgestell einen Kofferwagen (UAS-450), einen Sankra (UAS-450 A) und einen LKW (UAS-450 D). Alle diese Fahrzeuge haben Frontlenkerbauweise und Allradantrieb. Die Ausführung LKW hat folgende taktisch-technische Daten: Leermasse 1660 kg, Nutzlast 800 kp, Länge 4350 mm, Breite 1940 mm, Höhe 2050 mm. Der Fahrbereich mit vollem Kraftstoffvorrat beträgt 400 km. Der 4-Zylinder-Viertakt-Ottomotor leistet 65 PS. Die Räder haben Niederdruckreifen.

Flügelgeschosse

Neben Fla-Raketen waren bei der vorjährigen Militärparade anläßlich des Sieges der kubanischen Revolution auch diese Spezialfahrzeuge mit den Flügelgeschossen zu sehen. Flügelgeschosse sind unbemannte Flugkörper mit Strahltriebwerken; sie können sowohl von Flugzeugen gestartet, als auch von Startrampen am Boden abgeschossen werden.



Phantom auf Rädern

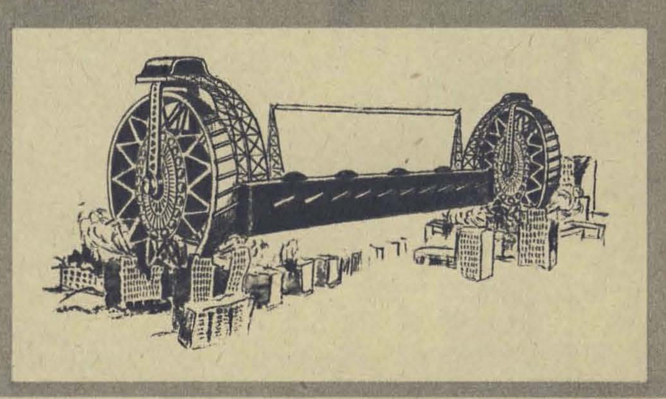
Lähmendes Entsetzen verbreitete sich im September 1916 an der Sommefront in den deutschen Schützengräben, als die ersten englischen Tanks auftauchten. Eine neue Waffe kündigte knatternd und rasselnd ihr Erscheinen auf allen künftigen Kriegsschauplätzen an. Zwar besaß sie noch große Mängel, doch in den meisten der am Kriege beteiligten Staaten erkannte man die Vorteile, die ein gepanzertes und bewaffnetes Geländefahrzeug zu bieten vermag. So entstanden in verhältnismäßig kurzer Zeit die verschiedensten Konstruktionen, die zwar im ersten Weltkrieg nur noch vereinzelt eingesetzt, doch in den darauffolgenden Jahren in vielen Armeen eingeführt wurden.

Doch noch schneller als die Konstrukteure „arbeiteten" ganze Scharen von Projektemachern, deren Phantasie sich an den Möglichkeiten der neuen Kriegsmaschine entzündete. So wurden z. B. in amerikanischen Zeitungen Phantomkonstruktionen veröffentlicht, die man „Landüberdreadnoughts (Superlandschlachtschiffe) nannte und als Panzer der Zukunft bezeichnete. Ihr Erscheinen prophezeite man für unsere heutige Zeit.

Die Abbildung zeigt einen dieser riesenhaften und schwergepanzerten Kolosse. Er wurde auch als fahrender Schützengraben bezeichnet und sollte ein Gewicht von mehr als zwanzigtausend Tonnen haben. Der Durchmesser der von starken Verbrennungsmotoren angetriebenen Räder beträgt hundert Meter. Zwischen ihnen hängt ein etwa tausend Meter langer Panzertrog, in welchem sich die schweren Artilleriegeschütze und Maschinengewehre befinden. Mit diesen Ungetümen wollte man ganze Städte niederwalzen und weit in das Hinterland des Gegners vorstoßen.

Diese Kriegsmaschinen blieben natürlich nur eine Phantasterei.

Die moderne Kriegstechnik hat vom 1. Weltkrieg bis heute demgegenüber Waffen entwickelt, die in ihren Ausmaßen zwar sehr klein sind, aber in ihrer Wirkung alle Vorstellungen und Ahnungen der Phantasten jener Zeit weit übertreffen. A. S.



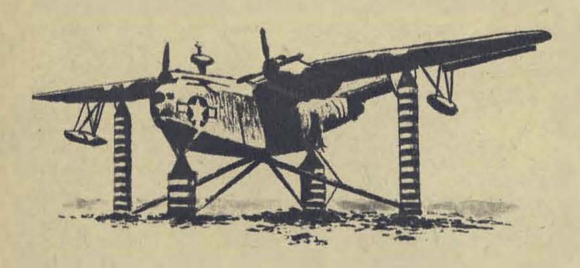
Mißglückte Waffen

Die amerikanische Zeitschrift „News and World Report" veröffentlichte folgende interessante Angaben über mißglückte Waffen der USA:

- Die Erforschung und Entwicklung der Lenkrakete „Skybolt" kostete 353 Mill. Dollar. Die „Skybolt" wurde verworfen;
- die Arbeiten an der Fertigstellung eines atomgetriebenen Flugzeuges dauerten 10 Jahre und verschlangen eine Milliarde Dollar. 1961 wurde das Programm zu Grabe getragen;
- der Riesenpanzer M-103 (62 t/120 mm KWK) kostete etliche Hundert Mill. Dollar. Er bewährte sich nicht.

Flugboot auf Stelzen?

Vertikale Schwimmkörper – zwei unter den Tragflügeln und je einer unter dem Rumpfbug sowie Heck werden an einem Flugboot des Typs PBM-5 der US-Navy erprobt. Die Schwimmkörper unter den Tragflügeln sind 12,2 m, die an Bug und Heck sind 7,9 m lang, und ihr Durchmesser beträgt 1,5 m. Sinn der Erprobung ist es, den Körper des Flugbootes vollständig aus dem Wasser zu heben, so daß es auch bei starkem Seegang ruhig liegt und Ortungsaufgaben unter Wasser ausführen kann.



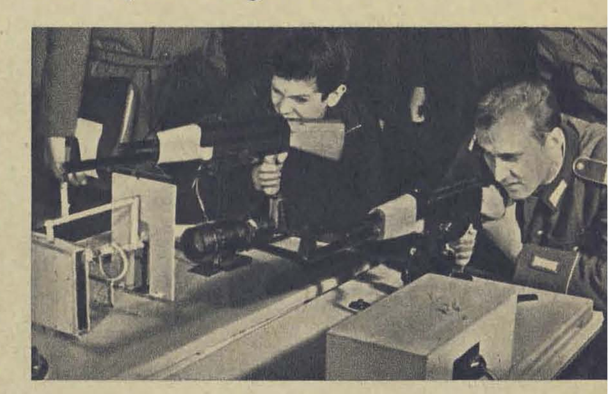
Biegsame Treibstoffbehälter

Im Flugzeugbau wendet man neuerdings biegsame Treibstoffbehälter an, die sich in bereits vorhandene Hohlräume der Konstruktion einpassen lassen. Die Behälter bestehen aus einer Nitrilkautschuk-Hülle, die außen ein Gewebe aus Polyamidfasern als Schutz tragen. Der wichtigste Vorteil gegenüber den bisher verwendeten Behältern ist: Die bei Bruchlandungen auftretenden Stöße werden infolge der Flexibilität aufgefangen. Dadurch verringert sich die Gefahr des Leckwerdens mit nachfolgendem Feuerausbruch.

„Chieftain" 1965?

Die Entwicklungsarbeiten an dem neuesten Panzermodell Englands, dem „Chieftain", sollen beendet worden sein. 1965 sollen die ersten Fahrzeuge an die Truppe ausgeliefert werden. Es handelt sich um einen 50-t-Panzer mit 4 Mann Besatzung und einer 120-mm-KWK. AR berichtete bereits in Heft 4/63 unter dieser Rubrik über die Erprobung des Panzers.

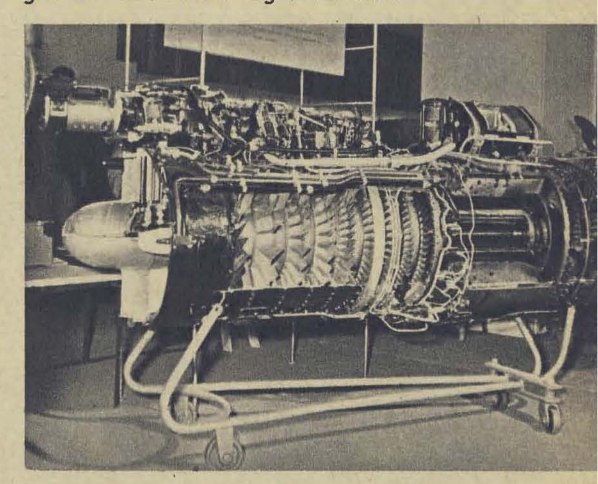
Lichtimpulse zeigen Treffer



Ein Kollektiv unter der Leitung des Genossen Major Preuß entwickelte für den theoretischen Schießunterricht diese Zieltrainingsgeräte, die durch Lichtimpulse die Trefferlage automatisch und präzise anzeigen. Sie stellen eine wertvolle Neuerung auf dem Gebiet der Schießausbildung dar und gewährleisten eine gründliche Ausbildung der Schützen beim Schießen auf feststehende Ziele.

Schnittmodell

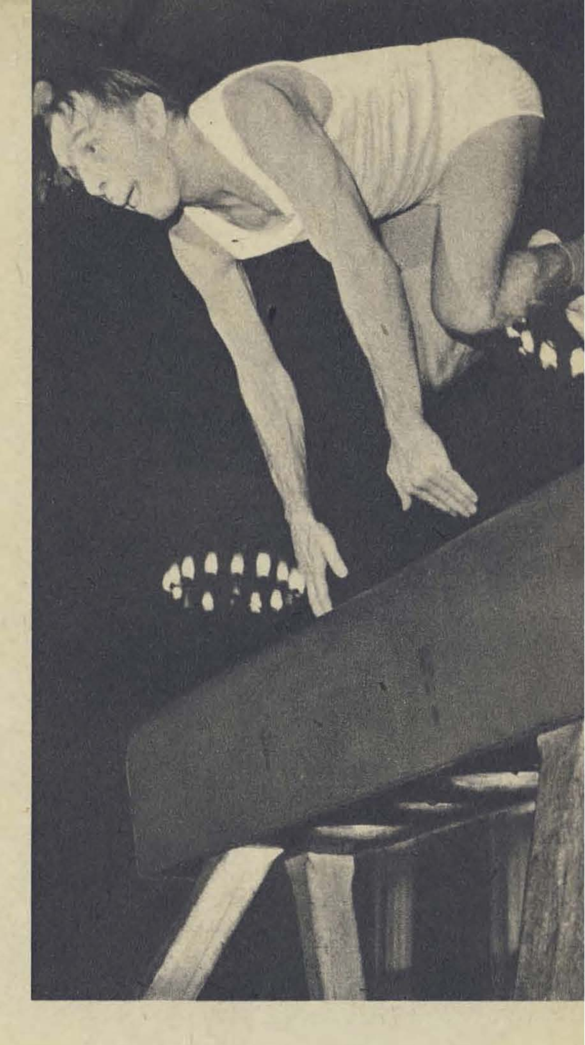
Schüler der Offiziersschule der Luftstreitkräfte und Luftverteidigung fertigten dieses Funktionsmodell einer Radialverdichterturbine für Strahljäger. Der Schnitt ermöglicht ein besseres Erläutern der Funktionsweise und dient damit der Erleichterung des Unterrichts im Fach Triebwerkkunde. Auf der VI. Messe der Meister von Morgen fand das Modell reges Interesse.

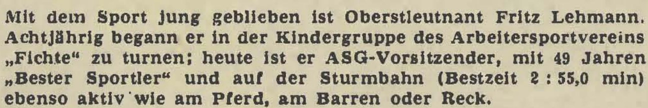




Die Polit-Verwaltung steht Kopf

Jawohl – und überdies noch an einem Platz, wo man seinen Kopf gemeinhin zu etwas anderem gebraucht!
Wenn nun auch der Kopfstand nicht gerade zu den Sensationen unseres Alltags gehört, so gelingt er doch nur dem, der sportlich geübt ist. Und eben darum geht es: AR hörte vom regen Sportleben besagter Verwaltung des Kommandos der Grenztruppen, fuhr hin, klopfte an die erstbeste Zimmertür und bat um den turnerischen Beweis.
Fortsetzung siehe oben!
Damit war die Probe aufs Exempel gemacht. Hier nun die Pätzer Geschichte: Das Kommando der Grenztruppen ist ein Stab wie jeder andere; oft mit Arbeit überlastet. Zeit ist also knapp. In den vergangenen Jahren wollte sie meist nicht ausreichen, wenigstens den obligatorischen Sport zu machen. Das ging so lange, bis es dem ASG-Vorsitzenden Oberstleutnant Lehmann zuviel wurde und er in seiner Sportgruppe, eben der Politischen Verwaltung, darauf drängte, ein Machtwort zu sprechen.
Und es wurde gesprochen, zur ASV-Delegiertenkonferenz nämlich. Doch wer da glaubt, ein feuriger Redner hätte das Pult erklommen, ist auf dem Holzweg. Stattdessen marschierten vierzehn weißgekleidete Politoffiziere in den Saal und gaben eine Probe ihres jüngst erworbenen Könnens: Sprünge über das Pferd seit und lang, Hechtrollen über fünf





Mit dem Sport jung geblieben ist Oberstleutnant Fritz Lehmann. Achtjährig begann er in der Kindergruppe des Arbeitersportvereins „Fichte“ zu turnen; heute ist er ASG-Vorsitzender, mit 49 Jahren „Bester Sportler“ und auf der Sturmbahn (Bestzeit 2 : 55,0 min) ebenso aktiv wie am Pferd, am Barren oder Reck.



Sportbilanz 1963 der Politischen Verwaltung des Kommandos der Grenztruppen

25 Prozent aller Genossen tragen das Sportabzeichen in Gold, 70 Prozent in Silber und 5 Prozent in Bronze

Acht Genossen wurden mit dem Titel „Bester Sportler“ ausgezeichnet

Alle Mitarbeiter der Polit-Verwaltung tragen das Schwimmabzeichen Stufe II



Vom Sport begeistert ist auch Hauptmann Groh. Seine Meinung: „Dafür ist immer Zeit vorhanden, auch im Stab. Man muß nur konsequent sein und den Willen haben, sich sportlich zu üben."

Die „Todeswand"! — „Es sieht gefährlicher aus als es ist", erklärte beschwichtigend Oberstleutnant Kubern, nachdem er diesen Sprung hinter sich hatte.

Mann, Grätschen über den Kasten und – als Höhepunkt – der Sprung über die „Todeswand", eine auf die Spitze gestellte Tafel. Prasselnder Beifall belohnte den „Diskussionsbeitrag". Ihre Argumente saßen. Der Beweis war erbracht, daß man auch im Stab Zeit für den Sport finden kann. Und was den Einwand mancher Leute betraf, sie wären doch schon zu alt dazu – Oberstleutnant Fritz Lehmann belehrte sie eines Besseren, ist er doch mit seinen 49 Jahren absoluter Spitzenkönner seiner Sportgruppe.

Seitdem ist ein Jahr vergangen. Und zu regelmäßigen Sportstunden trifft man sich heute nicht nur in der Polit-Verwaltung, sondern im ganzen Kommando der Grenztruppen. Daß sie nicht erfolglos blieben, zeigt die nebenstehende Bilanz. Aber auch anderes, was sich kaum in Zahlen ausdrücken läßt, wurde erreicht. Oberst Seyfert, Chef der Politischen Verwaltung, nennt vor allem das größere Selbstvertrauen, das sich die Genossen durch ihr ständiges Training erworben haben. „Gegenüber den Jahren zuvor scheut jetzt kaum einer mehr den Vergleich mit den oft zwanzig Jahre jüngeren Soldaten. Klappt in irgendeiner Einheit etwas nicht in der Sportausbildung, so sind unsere Offiziere fast immer in der Lage, selbst ans Gerät und mit gutem Beispiel voranzugehen. Und gerade das, unser persönliches Vorbild also, ist von unschätzbarem Wert für die Erziehung der Soldaten . . ."

Hier endet unsere Geschichte von der Polit-Verwaltung, die zwar kopf-, eben deswegen aber mit beiden Beinen im Leben steht.

Ernst Gebauer

Mathematik-Schlüssel zum Weltraum

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Man bezeichnet die Mathematik oft als die Königin der exakten Naturwissenschaften, denn mathematische Arbeitsmethoden gehören schon seit jeher zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes Naturwissenschaftlers und Technikers. Für die Raumfahrt ist sie aber so bedeutend, daß man sie getrost den Schlüssel zum Weltraum nennen kann. Dafür wollen wir uns einige Beispiele ansehen.

Gehen wir von dem Problem aus, das im Mittelpunkt des jüngsten sowjetischen Raumfahrtexperiments steht: von den lenktechnischen Eingriffen bei voll manövrierfähigen Raumflugkörpern. Mit dem am 1. November 1963 gestarteten sowjetischen Raumflugkörper „Poljot I", der durch Funkfernsteuerung beträchtlich seine Bahn ändern konnte, wurde einer der markantesten Entwicklungsschritte in der Raumflugtechnik getan. Die mit „Poljot I" im Raum ausgeführten Flugoperationen zeigten, daß die sowjetischen Wissenschaftler auch die mathematischen Raumflugprobleme vollendet beherrschen. Diese umschlossen in diesem Falle ein umfangreiches mathematisches Gleichungssystem, in dem alle Einzelheiten des Fluges von „Poljot I", die nach einem vorgegebenen Programm erfolgen sollten, erfaßt waren.

Die wichtigste mathematische Voraussetzung war dabei, die raumstabile Ausgangsbahn des Satelliten-Flugkörpers zu erfassen. Verbunden mit diesem mathematischen System mußte ein Regelprogramm für den Lenkantrieb und seine Steuerungsorgane mathematisch entwickelt werden, um die Lenkmanöver genau zum richtigen Zeitpunkt und mit der notwendigen Kraftwirkung einzuleiten. Die Stützen dieses Regelprogramms waren die Antriebsdauer und die Antriebsstärke des Lenkantriebssystems sowie die Lagesteuerung des Flugkörpers auf seiner Ausgangsbahn, um die zur Bahnänderung notwendigen Antriebsimpulse in der programmierten Richtung wirken zu lassen. Die während des Fluges eintretenden Bahnänderungen mußten ebenfalls wieder mathematisch erfaßt und zu einer Kopplung mit den mathematischen Daten für die nach dem Manöver vorgesehene Endbahn gebracht werden.

Der Umfang des für alle diese Operationen notwendigen mathematischen Apparates ist kaum vorstellbar. Die zugehörigen Zahlenrechnungen können nur unter Einsatz modernster elektronischer Rechenautomaten bewältigt werden.

Aus der reichen Fülle der entscheidenden Beiträge der Mathematik zur Raumfahrt soll nun noch kurz auf einige besonders wichtige technische Seiten eingegangen werden.

Die Entwicklung leistungsfähiger und gleichzeitig ökonomischer Trägerraketen ist für die Raumfahrt sehr bedeutungsvoll. Ökonomisch heißt in diesem Zusammenhang, daß das betreffende Trägersystem mit einem Minimum an Antriebsaufwand ein Maximum an Nutzmasse auf eine vorgegebene astronautische Freiflugbahn bringen soll. Es ist ohne weiteres klar, daß man nach optimaler Annäherung an das günstigste Startmasse-Nutzmasse-Verhältnis sucht. Es könnte zunächst so scheinen, als wäre es am günstigsten, einfach nur mit einem entsprechend leistungsfähigen Treibstoff die Sache ins rechte Lot zu bringen. Sicher trifft dies in bestimmtem Maße auch zu, aber offensichtlich sind eben auch noch andere Einflüsse entscheidend, für deren Berücksichtigung die Mathematik ausschlaggebend ist.

Bekanntlich muß für chemische Antriebssysteme ein mehrstufiges Antriebsprogramm gewählt werden, um die geforderten hohen astronautischen Geschwindigkeiten erzielen zu können. Aber welche Stufenzahl ist nun die günstigste? Wie muß man die Antriebsleistungen der einzelnen Stufen staffeln, um energetisch möglichst ökonomische Verhältnisse für den Gesamtantriebsverlauf zu erhalten? Das heißt, wie sind Treibstoffe, Antriebszeiten und Schubkräfte auf die verschiedenen Stufen zu verteilen? Das kann man nur durch komplizierte mathematische Berechnungen feststellen. Diese wiederum haben auch den Verlauf der Antriebsbahn in der Atmosphäre zu berücksichtigen, mit allen dazugehörigen Einflüssen wie abnehmender Luftwiderstand und geringer werdende Erdanziehung. Wenn sich dann ebenfalls mit Einsatz elektronischer Rechenverfahren als allgemeines Ergeb-

nis herausgestellt hat, daß vierstufige Antriebssysteme besonders günstig sind, kann für den Rest der Variationsmöglichkelten doch immer nur von Fall zu Fall eine optimale Lösung gefunden werden.
Aus diesen Hinweisen ist zu ersehen, daß für ein bestimmtes astronautisches Unternehmen antriebstechnische und bahnmechanische Komplexe mathematisch immer eine Einheit bilden. Das gilt aber nicht nur für die Antriebsbahn. Auch für die daran anschließende Freiflugbahn, sei es nun ein Satellitenumlauf oder ein Mondflug bzw. ein Flug in den interplanetaren Raum, ist ähnliches zu beachten. Immerhin sind ja, um eine bestimmte Freiflugbahn zu erreichen, alle geforderten Daten nach genau vorgegebenen Geschwindigkeits- und Höhenwerten für den Brennschlußpunkt der Antriebsbahn einzuhalten. Von einer ebenfalls vorgegebenen Richtungsforderung wollen wir dabei noch absehen. Diese „Anfangswerte" für die Freiflugbahn müssen also, wird die Antriebsbahn mathematisch erfaßt, mit eingesetzt werden.
Woher erhält man nun aber die für ein bestimmtes astronautisches Unternehmen geforderten Anfangswerte für die anschließende Freiflugbahn? Man gewinnt sie, in dem man die Bewegung eines antriebslos im Raum fliegenden Körpers mathematisch beschreibt, für den nur noch die Anziehungskräfte eines oder mehrerer Himmelskörper wirksam sind. Also wieder Einsatz der Mathematik, und zwar in Form der aus der Astronomie bekannten Gesetze der Himmelsmechanik. Bei den berechneten Freiflugbahnen sucht man natürlich wieder nach energetisch möglichst günstigen Lösungen, was ebenso wie die Analyse sehr komplizierter Bahnverläufe (z. B. in unmittelbarer Mondnähe) erneut zu beträchtlichem rechentechnischem Aufwand führt. Eine bisher noch immer unübertroffene Leistung in der mathematischen Feinanalyse astronautischer Freiflugbahnen stellt zweifellos der Flug der sowjetischen Mondsonde „Lunik III" dar. Deren komplizierte Flugkurve ermöglichte erstmals in der Geschichte der Menschheit einen Blick auf die Rückseite des Mondes.
Einen weiteren bedeutsamen Wirkungsbereich der Mathematik in der Raumflugtechnik stellt die Hochgeschwindigkeitsaerodynamik dar, ohne die es beispielsweise unmöglich wäre, Raumflugkörper aus erdnahen Freiflugbahnen sicher zur Erde zurückzuführen. Die Berechnung der Strömungsverhältnisse um den mit vielfacher Schallgeschwindigkeit in die tieferen Schichten der Erdatmosphäre eintauchenden Flugkörper ist entscheidend für die technischen Maßnahmen zur Sicherung seiner Flugstabilität. Die komplizierten Verhältnisse bei der mathematischen Erfassung der vorgesehenen Rückkehrbahn (Wechselwirkung zwischen veränderlicher Luftdichte und aerodynamischen Kennwerten des Flugkörpers) sollen dabei nur am Rande erwähnt sein. Der Schutz des Rückkehrkörpers gegen die aerodynamische Aufheizung führt in die nur mathematisch lösbaren Probleme der Thermodynamik, d. h. an die Frage des Wärmeübergangs zwischen schnellströmenden und hocherhitzten Gasen und einer festen Oberfläche. Obwohl man hier schon durch Laboratoriumsversuche zahlreiche wichtige Informationen erlangen kann, bleibt den mathematischen Methoden immer noch das breitere Arbeitsfeld. So ließe sich die Reihe der Beispiele für den bestimmenden Einfluß der Mathematik in der Raketen- und Raumflugtechnik noch beliebig verlängern. Die hier berührten Kapitel mögen als Hinweis darauf genügen, daß jedes qualitativ neue Raumflugexperiment ein höchst empfindlicher Anzeiger dafür ist, welche Fortschritte auch in mathematischer Hinsicht erzielt werden konnten.

So nebenbei bemerkt

Raumgleiter „Dyna-Soar" (X-20)

Der in den USA in Entwicklung befindliche bemannte Raumgleiter „Dyna-Soar" ist ein Flugkörper mit Deltaflügeln und soll gewisse charakteristische Eigenschaften des Forschungs-Raketenflugzeuges X-15 und der Mercury-Raumkapsel in sich vereinen. Es ist vorgesehen, dieses bemannte Raumflugzeug durch eine Titan-III-Rakete auf eine Erdumlaufbahn befördern zu lassen. Bei seiner Rückkehr aus dem Weltraum soll der Flugkörper in der Atmosphäre wie ein normales Flugzeug operieren und auch im üblichen Sinne auf einer Flugplatzpiste landen können. Erste unbemannte Versuchsflüge sollten 1964 erfolgen, bemannte Flüge schließlich im Jahre 1965. Allerdings, so wurde kürzlich von amerikanischer Seite verlautbgrt, ist mit der Fertigstellung des Raumgleiters nicht vor November 1965 zu rechnen. Von der Trägerrakete Titan-III ist zur Zeit nicht mehr als ein vorgeschrittenes Projektstadium bekannt.

NF-104 A für Raumflugexperimente

Die NASA bereitet drei modifizierte Flugzeuge vom Typ „Starfighter" (F-104) auf Einsätze zur Untersuchung von Wiedereintrittsproblemen vor. Um die erforderlichen Flughöhen zwischen 40 und 45 km zu erreichen, wurde den mit J-79-Strahlturbinen ausgerüsteten Maschinen zusätzlich je ein AR-2-Raketentriebwerk angebaut.

Aber der Wagen, der rollt...



Aber der Wagen, der rollt...

Das Heulen der Alarmsirenen drängt sich in seinen Schlaf. Erst ganz schwach, plötzlich unmittelbar — Alarm! Licht flammt auf. Er sieht seine Kameraden aus dem Bett springen und tut es ihnen nach. In dem Geschubse und Gedränge hat er seine Not mit dem Anziehen. Und doch ist er einer der ersten, die ihre MPi aus der Waffenkammer holen und zum Kfz.-Park hasten.

Einzelne Hallentore stehen schon offen. Motoren werden angeworfen. Das ganze Regiment ist in Bewegung; also keine gewöhnliche Routinealarmübung des Zuges, die auf dem Stellplatz endet. Es geht zur Übung. Eigentlich ganz schön, einige Tage aus der Kaserne 'raus und fahren können. Denn man ist doch Kraftfahrer und nicht „Autoputzer". Gefreiter Eberhard Strauch, Fahrer eines LO 1800, möchte vor Übermut laut hupen, als er das Kasernentor passiert.

Wie er sieht, ist die Kolonne noch nicht lang. Es sind Teile seines Bataillons, die eilig zum Konzentrierungsraum in einen Wald westlich der Stadt rollen. Sie verlassen die Fernverkehrsstraße und biegen in einen Feldweg ein. Glatteis! Der schwere Wagen beginnt zu rutschen. Die Last des LO 1800 — ein Granatwerfer, Munition und die Bedienung — drückt. Allrad einlegen! Nur nicht bremsen! Wie von selbst reagieren Hände und Füße. Sein Vordermann verlangsamt das Tempo. Auch er schaltet herunter. Da taucht hinter dem vor ihm fahrenden Fahrzeug ein Regulierer auf. — Flaggenzeichen! — Er muß rechts von der Straße in den Wald; der Konzentrierungsraum ist erreicht.

Die Bedienung springt ab, tarnt das Fahrzeug und vertritt sich die Beine. „Die haben's gut, während ich mit klammen Fingern mit dem Schraubenschlüssel hantieren muß", denkt er, als er unter das Fahrzeug kriecht. Bremstrommel in Ordnung, Kardanwelle auch alles fest, der Reifendruck stimmt noch. Wie die Posten einer Rechnung, die nur aufgeht, wenn jeder kontrolliert wird, hakt er in Gedanken die ausgeführten Arbeiten ab.

Ein Wintertag ist kurz, und kurz ist auch die Pause für die Soldaten. Es dunkelt bereits, da kommt der Befehl: „Vorbereiten auf einen längeren Nachtmarsch!"

Dieser Befehl trifft ihn härter als alles andere. Er war gerade ein wenig eingenickt. Steif bewegt er sich ums Fahrzeug, kontrolliert das Nachtmarschgerät, das Blinklicht und hört von dem unweit seines Fahrzeuges befindlichen Gefechtsstand die Stimme des



Der Konzentrierungsraum ist erreicht. Die Schützen sind vom SPW abgesessen und haben ihn getarnt. Während die Turfschachtel die Runde macht, kontrolliert Soldat Kulowatz sein Fahrzeug.



Bataillonskommandeurs. Er weist die Kompaniechefs in die Aufgabe ein: „Das Bataillon hat während des Marsches bereit zu sein, ein Begegnungsgefecht zu führen." Und auch noch folgendes: „Genossen, denken Sie daran, daß ein Drittel der Soldaten Kraftfahrer sind!" Die Kolonne marschiert wieder. Die Abstände wurden der Straßenlage — Glatteis — entsprechend vergrößert. Der Weg führt durch stille Dörfer. Kleinstädte werden durchfahren. Da und dort brennt Licht, läßt die Behaglichkeit einer warmen Stube ahnen. Wie in dem Lied „Hoch auf dem gelben Wagen", denkt er, in dem der Postillion klagt: „... aber der Wagen, der rollt..." Auch sein Wagen rollt, muß rollen, damit der Kampfauftrag ausgeführt wird, für den auch er verantwortlich ist. Also die Gedanken

Gefreiter Eberhard Strauch begann seine Armeekraftfahrerlaufbahn in der Nacht zum 13. August 1961 auf dem Marsch nach Berlin. So selbstverständlich, wie er damals seine Pflicht tat, wird sie der ehemalige Industriearbeiter, der vier Jahre in eine LPG ging, auch heute wieder tun.

Gegen den Pannenteufel ist wohl keiner gefeit. Hier bewährt sich eine volle Ersatzteilkiste, wenn auch die 16 ° Minus der Instandsetzungsgruppe das Auswechseln einer gebrochenen Steckachse nicht gerade erleichtern.



Der MG-Schütze. Sein Platz ist nicht der angenehmste. Während die MPi-Schützen vor Wind geschützt im SPW hocken, muß er im eisigen Fahrtwind an der Waffe stehen.

Es ist hell geworden. Die Sonne steht tief und kalt am Winterhimmel. Das Mot.-Schützen-Bataillon ist nicht mehr allein auf der Straße. Aufklärer, Panzer, Artillerie und Versorgungseinheiten marschieren in der gleichen Richtung.



Das Gefecht beginnt, die MPi-Schützen sitzen ab. Haben ihre Handlungen Erfolg, dann ist es zu einem Teil denen zu danken, die sie rechtzeitig und sicher zum Einsatzort fuhren.

zusammengenommen! Neben und hinter sich hört er die gleichmäßigen Atemzüge seiner Kameraden. Zuerst hatten sie sich noch unterhalten, aber nun schlafen sie doch. Unhöflich? Ach, sie sind müde! Und er selbst? — 20 Stunden ohne richtigen Schlaf, davon die Hälfte hinter dem Lenkrad.

Die Kolonne biegt von der Chaussee, die noch einigermaßen vom Schnee geräumt war, in einen Feldweg ein. Der Weg ist ausgefahren. Bodenwellen, festgefrorene Spurrinnen lassen die Fahrzeuge von der einen Seite zur anderen torkeln. Hunderte Arme und Beine greifen nach dem Ganghebel, treten das Kupplungspedal, bremsen oder geben Gas — oft mit artistischer Beweglichkeit.

Noch ist keine Gefechtsordnung eingenommen, noch wurden den Geschützen keine Ziele zugewiesen, doch der Kampf hat schon begonnen. Am Lenkrad der Fahrzeuge. Ob gegen die Tücken des Weges oder mit der Technik, die sich, falsch behandelt, mit Pannen rächt, oder sei es nur der Kampf gegen den Schlaf.

Hat das Bataillon seine Gefechtsaufgabe gelöst, ist es nicht zuletzt auch den Kraftfahrern zu danken, ohne die der Wagen nicht rollt . . .

Aber der Wagen, der rollt...

Peinlich!

Illustrationen: Horst Bartsch

Instruktionsstunde



Der Kommandeur des Reserveregiments, in dem Egon Erwin Kisch diente, konnte den jungen, stets lächelnden Leutnant aus vielerlei Gründen nicht leiden. Vor allem aber wohl deswegen, weil der Leutnant sich mit den Mannschaften anfreundete. Das wollte dem k. k. Oberst, der aus einer aristokratischen Familie stammte und, wenn es um die „Ehre" ging, besonders empfindlich war, nicht in den Kopf. Und noch etwas gefiel dem Herrn Oberst nicht. Sooft er an Leutnant Kisch etwas auszusetzen hatte, antwortete dieser zwar, wie es die Vorschrift und seine Majestät verlangten, doch in seinen Worten schwang stets ein spöttischer Unterton mit.

Eines Tages erschien der Regimentskommandeur unerwartet in dem Raum, in dem Kisch eine Instruktionsstunde abhielt.

„Achtung! Melde gehorsamst, Herr Oberst, Zug während der Instruktionsstunde. Anwesend 42 Mann."

„Machen Sie weiter, Herr Leutnant, aber bringen Sie nicht zu viel Theorie. Ich habe mich schon davon überzeugt, daß in Ihren Ausführungen zuviel theoretische Überlegungen enthalten sind. Sie waren zwei Jahre im Felde, da müßten Sie doch in der Lage sein, den Leuten die Situation praktisch zu erklären, an Beispielen, die sich tatsächlich schon irgendwo zugetragen haben."

„Melde gehorsamst, Herr Oberst, aber . . ."

„Sie, Herr Leutnant, haben immer ein Aber. Soviel müßten Sie doch wissen, daß das Wichtigste an einer Lektion das Anbringen eines Beispiels aus eigenem Erleben ist."

„Melde gehorsamst, Herr Oberst . . ."

„Herr Leutnant! Ich verbiete Ihnen, mich dauernd zu unterbrechen! Ich war letztlich nur zwei Monate im Felde, aber ich will Ihnen beweisen, daß ich zu dem Thema, das Sie hier behandeln, sofort ein Beispiel bringen werde, das ich am eigenen Leibe erlebt habe. Worüber haben Sie gesprochen?"

„Melde gehorsamst, Herr Oberst, über Geschlechtskrankheiten."

Offenes Wort



Der amerikanische General Jackson hatte einen irländischen Diener, der fast immer besoffen war und dann oft allerlei Unarten ausführte. Eines Tages sagte der General zu ihm: „Ich muß dich doch noch fortjagen, denn man erzählt mir die schrecklichsten Dinge von dir."

Der Diener: „Lieber General, wenn ich alles glauben wollte, was man mir von Ihnen erzählt, müßte ich schon längst fort sein."

Rationalisierung



Ein englischer Admiral hatte einen Grundsatz: Je leichter das Schiff, desto schneller ist es.

Also ließ er von Zeit zu Zeit den ihm unterstellten Torpedobootskommandanten einen neuen Erlaß auf den Tisch flattern, es sei nun an der Zeit, weitere Vorschläge einzureichen, welche Inventarstücke noch entbehrt werden könnten, um das Schiff leichter zu machen. Dabei gab es schon längst wirklich keine Zivilsachen, keine Musikinstrumente, Koffer oder ähnliches Zubehör mehr an Bord.

Eines Tages kommt ein Torpedobootskommandant vom Urlaub zurück auf sein Schiff, das inzwischen in der Werft überholt worden war. Mit gewohntem Schwung wirft er die Mütze auf den Kleiderhaken – der Haken ist weg! In

der Kajüte gab es auch nicht einen Haken mehr. Der Bootsmann wird geholt.
„Wo sind die Kleiderhaken?"
„Auf Verfügung der Torpedoinspektion zur Erleichterung des Bootes abgenommen!"
„Auf meine Verantwortung werden sofort neue Kleiderhaken angebracht!" – „Zu Befehl. Die alten Haken liegen hier im Tischkasten!"

Der neue Adam



Ein zehnjähriges spanisches Mädel wurde unlängst in der Schule gefragt: „Kannst du mir sagen, wer der erste Mensch war?"
Die Antwort, wie aus der Pistole geschossen: „Unser Staatschef, Francisco Franco."
„Brav", meint der Lehrer, „aber... hast du nie von Adam und Eva gehört?"
„Doch", sagt die Kleine verlegen, „aber ich habe nicht gewußt, daß man hier auch Ausländer nennen darf..."

Das Würstchen



In England war ein Mann von einem betrunkenen Offizier mit einem Würstchen beworfen worden. Während der Verhandlung in London fragte der Verteidiger den Kläger: „Sie betrachten also den Angriff des Offiziers als ernste Angelegenheit? Ich hätte nie gedacht, daß jemand vor einem kalten Würstchen Angst haben könnte!"
„Ich habe weder Angst vor einem betrunkenen Offizier", erklärte der Kläger, „noch vor einem Würstchen – aber es waren zwei!"

Der neue Clausewitz



Die verblüffendste Kriegstheorie hat der amerikanische Journalist James Williams aus Jacksonville unlängst in einem Zeitungsartikel geliefert, der in der „Atlanta Daily World" erschien. Dort las man den denkwürdigen Satz: „As for a war of aggression, we will never wage it, except in selfdefense."
Zu deutsch: „Einen Angriffskrieg werden wir nur zur Verteidigung führen..."

Mitleid



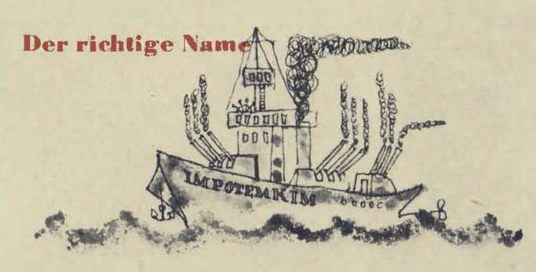
Während des ersten Weltkrieges heiratete ein General, der bereits im fortgeschrittenen Alter war, ein junges Fräulein. Der hiervon unterrichtete Clemenceau sprach bemitleidend aus:
„Der arme Mensch, jetzt muß er einen Zweifrontenkrieg führen."

Er weiß es besser



In das Gebäude des Bonner Bundestages trat neulich, kurz vor Beginn der Debatte über den Staatshaushalt, ein Sekretär des Bundeskriegsministers mit einem dicken Paket unter dem Arm.
Mit den Worten „Hier dürfen keine Pakete durch!" hielt ihn der Pförtner an.
„Das ist kein Paket", entgegnete der Sekretär, sehr von oben herab. „Das ist das neue Militärbudget, und das geht im Bundestag immer durch!"

Der richtige Name



Im Reichstag der Weimarer Republik spielte bekanntlich in den Rüstungsdebatten des Jahres 1928 der berüchtigte „Panzerkreuzer A" eine große Rolle. Nach Annahme der Aufrüstungsvorlage machte der Berliner Schriftsteller und sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Werner R. Heymann in einer linksgerichteten Wochenschrift folgenden Vorschlag:
„Es steht noch nicht fest, welchen Namen der neue Panzerkreuzer erhalten soll. Vorgeschlagen ist bisher nur der Name ‚Locarno', der kaum in Frage kommen dürfte, da ihn Herr Außenminister Stresemann als besondere Bosheit empfinden müßte.
Ich stelle hiermit einen Namen zur Diskussion, der sowohl der Bedeutung dieses Schiffes als technische Kriegswaffe als auch seiner parlamentarischen Entstehungsgeschichte hervorragend entsprechen dürfte:
‚Panzerkreuzer Impotempkin'."


R

Bekommen Sie auf jede Frage eine Antwort?

Eben das ist hier die Frage. Und so sei sie, unter Verzicht auf eine lange Präambel, zunächst an drei Genossen gerichtet:

Funker Klaus Sogalla (24)

„Das hängt ganz von der Frage ab. Ist sie diffizil und problematisch, so findet man schwer jemanden, der verständnisvoll und gründlich darauf eingeht."

Soldat Rolf Weiß (23)

„Bei meinem Zugführer, aber auch beim Batteriechef bin ich immer an der richtigen Adresse. Dort kriege ich auf jede meiner Fragen eine Antwort."

Offiziersschüler Rolf Siegenbruck (21)

„Leider stößt man oft auf energischen Widerstand, wenn man einen Vorgesetzten spüren läßt, daß man auch mit einem Gehirn ausgestattet ist."

Soweit der erste Querschnitt.

Bei aller Kritik, die er enthält — spricht er andererseits aber nicht dafür, daß gerade die jungen Leute von heute keineswegs das Visier herunterklappen, wenn sie die Uniform anziehen, daß sie keineswegs ihre eigene Meinung aufgeben, wenn sie in Reih und Glied der Nationalen Volksarmee treten?

Frei von der Leber

Also debattieren sie — und fragen.

„Frei von der Leber weg", wie Funker Walter Kahlis (27) bemerkt. „Was gesagt werden muß, wird gesagt", ergänzt Soldat Gerhard Rose (18).

Und Angst, „heiße Eisen" anzupacken, haben Sie nicht?

„Warum denn?", fragt Gefreiter Ernst Stolle (23) entrüstet und erklärt: „Wir haben doch Meinungsfreiheit bei uns." „Außerdem währt ehrlich am längsten", meint Unteroffiziersschüler Hans-Jürgen Quandt (22). „Wenn ich etwas nicht weiß, so frage ich eben; schließlich kann man nicht alles wissen", sagt Maat Werner Zimmermann (21). Ebenso hält es Soldat Jürgen Weiß (20): „Warum sollte ich das, was mich bewegt, nicht offen aufwerfen?"

Wo das Vertrauen fehlt

Ja, warum eigentlich nicht?

„Weil ich lieber versuche, mir selbst Klarheit zu verschaffen", entgegnet Gefreiter Wilhelm Fischer (21). „Es hat doch gar keinen Zweck, irgend jemanden anzusprechen", wirft Obermatrose Heinz Koerber (21) ein. Seine Begründung: „Man kriegt ja immer nur allgemeinen Rees zu hören."

Ähnlich äußert sich Soldat Manfred Rother (25). In seiner Kompanie gibt es „speziell einen Vorgesetzten, der grundsätzlich allen Fragen ausweicht". — „Oder die Offiziere tun unangenehme Fragen mit der Bemerkung ab: ‚Ihr wollt mich nur in die Enge treiben!', wie zum Beispiel mein Zugführer", berichtet Soldat Hermann Abe (23) mit bitterer Miene.

Bedenklicher, weniger für sie als für die Atmosphäre in ihren Kompanien, stimmen auch die Geständnisse des Offiziersschülers Jobst Meyer (21) sowie des Stabsgefreiten Heinz Jeske (20). Beide verweisen darauf, daß sie dort „zu keinem Vertrauen" haben.

Ja, da muß doch an der Leitung . . .

„Das haut natürlich nicht hin", wendet Feldwebel Karl-Heinz Drews (21) ein.

Kanonier Werner Thalheim (24) macht sich ebenfalls seine Gedanken: „Wahrscheinlich hat das sozialistische Verhältnis in diesen Einheiten einen Knacks." Und Stabsgefreiter Rüdiger Zohr (23) gibt zu bedenken: „Eigentlich müßte doch jeder Vorgesetzte, jeder Erzieher von Herzen froh sein, wenn sich seine Soldaten mit allen Fragen, Sorgen, Zweifeln und Problemen gerade an ihn und keinen anderen wenden. Wie kann man da sagen: ‚Ihr wollt mich nur in die Enge treiben!' Das ist vollkommen engstirnig gedacht."

„Wo Genossen derart die Vertrauensfrage stellen und ihr selbständiges, kritisches Denken nicht gefragt ist, da muß doch an der Leitung etwas nicht in Ordnung sein", bemerkt Major Hans-Otto Krafft (34).

Denken ist die erste Bürgerpflicht

Ruhe und Ordnung ist die erste Bürgerpflicht — so hieß es früher, unter der Klassenherrschaft der Ausbeuter.

Heute ist in unserer Republik die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt. Der Arbeiter und Bauer ist heute selbst Herr seines Schicksals, seines Lebens, seiner Zukunft. Und da sollte das Denken nicht gefragt sein? — Das Gegenteil ist der Fall. Noch nie gab es eine Gesellschaft, die wie die unsrige das Denken zur ersten Bürgerpflicht erhob.

Zwischenfrage des Soldaten Ulli Wendel (20): „Auch in der Armee?" Auch in der Armee!

Oberleutnant Horst Ludwig (26) berichtet zum Beispiel: „In meiner Batterie herrscht Offenheit. Die Soldaten sprechen aus, was sie denken und bekommen auf jede Frage eine Antwort; auch auf ‚unbequeme'. Alle wichtigen Probleme werden im Kollektiv diskutiert."

„Polit? — Dufte!"

Und im Polituntericht, welche Möglichkeiten sind da gegeben, Fragen vorzubringen?

„Na, ja, Fragen kann man schon aufwerfen", erklärt Unteroffizier Dieter Gerlach (22). „Nur bleibt für ihre Diskussion meistens keine Zeit mehr, weil sie der Unterrichtsgruppenleiter immer auf den Schluß verschiebt."

„Polit? — Dufte!", begeistert sich Soldat Eberhard Schmidt (26). „Bei uns sehr lehrreich und sehr lebhaft."

Demgegenüber beklagt sich Obermaat Bernd Bredemann (20), daß der Unterricht in seiner Einheit „trocken und langweilig" verläuft. „Wenn wir uns wenigstens mal eine Stunde über aktuelle Probleme unterhalten könnten!"

„Nichts dagegen", antwortet Oberstleutnant Rolf Leuschner (34), „Der Plan läßt genügend Spielraum dafür. Schließlich soll ja gerade der Polituntericht der Ort sein, wo alle Genossen ihre Fragen aufwerfen können und beantwortet kriegen. Dem steht auch nicht gegenüber, daß es eine Anzahl festgelegter Themen gibt. Wenn der Unterrichtsgruppenleiter sie mit den Fragen und Problemen verbindet, die dazu unter seinen Genossen diskutiert werden, wird jede Stunde lebensverbunden sein und sich zu einem interessanten Streitgespräch entwickeln."

Aber eine ausreichende Antwort ...

Kurz noch ein Wort zu dem, was Feldwebel Ekkehard Krieg (25) berichtet.

„Vorbringen können wir unsere Fragen schon", erklärt er. „Aber was nützt das, wenn damit keine ausreichende Antwort verknüpft ist? Sobald der Vorgesetzte nicht mehr weiter weiß, wird einem in der Regel empfohlen, an den Staatsrat zu schreiben."

Als ob der Staatsrat dazu da wäre, bequemen Unterrichtsgruppenleitern die Arbeit und das eigene Denken abzunehmen! Natürlich hat jeder das Recht, sich mit Eingaben an den Staatsrat zu wenden. Jedoch: Können nicht viele Fragen besser an Ort und Stelle selbst

Matrose Jens Kuhn (22): „Stimmt es, daß die Gelder für Reparaturen an Altbauhäusern zugunsten von Neubauten eingeschränkt werden?"

Nein. Im Staatsratserlaß über den Volkswirtschaftsplan 1964 heißt es: „Die Mittel für die Erhaltung des Wohnungsbestandes sind von rund 900 Millionen DM im Jahre 1963 auf eine Milliarde DM im Jahre 1964 zu erhöhen." Die Mittel sind „zweckgebunden und mit einem hohen Nutzeffekt einzusetzen."

Dipl.-Ökonom Hans Scharde

●

Gefreiter Rudi Gottschalk (29): „Warum werden wir Reservisten nicht an neuer Kampftechnik ausgebildet?"

Die in den Reserve-Ausbildungseinheiten vorhandene Kampftechnik ist keineswegs veraltet. Bei der Ausbildung unserer Reservisten geht es nicht nur darum, sie an die neueste Technik heranzuführen, sondern ihre Kenntnisse an jenen Waffen und Geräten aufrechtzuerhalten und zu vertiefen, an denen sie während ihrer aktiven Dienstzeit tätig waren.

Generalmajor Weiß

Auf jede Frage eine Antwort

Klaus Bader (23): „Wer bezahlt die Alimente, wenn man eingezogen wird?"

Unterhaltsleistungen, d. h. sogenannte Alimente werden für die Zeit des Grundwehrdienstes auf Antrag von den staatlichen Stellen übernommen. Der Antrag ist an die örtliche Abteilung Sozialwesen zu richten, wobei die Unterhaltspflicht bzw. Unterhaltsberechtigung nachgewiesen werden muß. Die Höhe der Unterhaltsleistung durch die staatlichen Stellen darf jedoch den gesetzlichen Höchstsatz von 40 Mark je Kind nicht übersteigen, auch wenn durch Urteil eventuell ein höherer Betrag vorgesehen ist.

Ob stleutnant des JD Hartmann

●

Gefreiter Günter Donath (20): „Kann unserer Fußballmannschaft für Fahrten zu einem auswärtigen Spielort von der Dienststelle ein LKW zur Verfügung gestellt werden?"

Nach der DV-17/1 kann das geschehen. Transporte von Sportmannschaften einer ASG zu außerhalb des Standortes gelegenen Wettkampforten sind vertretbar, wenn der Kfz.-Einsatz vorschriftsmäßig geplant und vom Dienstvorgesetzten (ab Kompaniechef aufwärts) genehmigt ist. Allerdings können solche Fahrten nur im Rahmen der bestätigten Fahr-Kilometer erfolgen; zusätzliche Freigaben sind nicht möglich.

Generalmajor Ing. Fleißner

geklärt werden? Die Verantwortung nach „oben“ abschieben ist zwar ein einfacher, aber keineswegs immer der richtige Weg.
„Das Politbüro appelliert an alle Leiter und Erzieher, für alle Fragen der Jugend ein offenes Ohr zu haben und sie wahrheitsgetreu und prinzipienfest zu beantworten“, heißt es im Jugendkommuniqué. Preisfrage an alle, die es angeht: Ob damit nur jene Leiter und Erzieher gemeint sind, die gleichzeitig Mitglieder unseres Staatsrates sind? Wohl kaum.

Was wir brauchen

„Vor allem sollten sich unsere Vorgesetzten auch öfter mal in der Freizeit bei uns sehen lassen“, fordert Pionier Klaus Schröter (21). „Aber nicht nur, wenn es um dienstliche Maßnahmen geht“, ergänzt Matrose Rolf Eichsfeld (19). „Oder wie bei uns Leutnant Höppner, der nur im befehlsmäßigen Ton mit uns verkehrt“, meint Gefreiter Peter Müller (21) und fährt fort: „Hauptmann Böttcher, unser Kettentechniker, ist da ganz anders. Er findet immer die richtige Sprache, so daß man sich mit jeder Frage vertrauensvoll an ihn wenden kann.“
„Trotzdem, viele Vorgesetzte machen leider noch einen großen Bogen um die Soldatenstuben“, resigniert Soldat Peter Morgen (23). „Kann ich nicht sagen“, widerspricht Soldat Jürgen Arnhold (24), „bei uns gibt es diese Sorgen nicht.“ Ebenso urteilt Gefreiter Rainer Kappe (22); gerade bei ihm gibt es viele Stubengespräche mit den Vorgesetzten. „Ich finde das prima“, sagt er.
Unteroffizier Hans-Dieter Heininger (21): „Man kann sich das Vertrauen der Soldaten nur erwerben, wenn man ihre Probleme und Fragen klar beantwortet. Wo aber kann man sich zwangloser und besser mit ihnen unterhalten als auf ihrer Stube, in ihren ‚eigenen vier Wänden‘? Diese Gelegenheit sollte jeder Vorgesetzte zu individuellen Gesprächen nutzen ...“
... und nicht, wie in der Einheit des Soldaten Walter Iden (22), „heiß umstrittenen Fragen ausweichen oder sie als provozierend ablehnen“. Das Jugendkommuniqué nimmt klipp und klar dazu Stellung und sagt: „Es geht nicht länger an, ‚unbequeme‘ Fragen von Jugendlichen als lästig oder gar als Provokation abzutun, da durch solche Praktiken Jugendliche auf den Weg der Heuchelei abgedrängt werden. Wir brauchen vielmehr den selbständigen und selbstbewußten Staatsbürger mit einem gefestigten Charakter, mit einem durch eigenes Denken und in der Auseinandersetzung mit rückständigen Auffassungen und reaktionären Ideologien errungenen sozialistischen Weltbild, das auf fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntnissen beruht.“

Ihr Karl Heinz Freitag

Diese Umfrage entstand unter Mitarbeit von Unteroffizier Horst Lehmann, Offiziersschüler Wolfgang Matthees, Stabsmatrose Jürgen Hoffmann, Unterleutnant Hans-Jürgen Redlich, Feldwebel Manfred Brenner und Major Rolf Dressel.



„Unbedingt“, erklärt die Schauspielerin Sylva Schüler, „muß jeder auf seine Fragen ehrliche Antwort bekommen. Wer viel fragt, will viel wissen. Das darf man ihm doch nicht verweigern — selbst und gerade dann nicht, wenn er etwas Falsches sagt. Wie soll er denn sonst zu richtigen Erkenntnissen gelangen, wenn man ihm ausweicht? Soweit es mir möglich ist, bin auch ich gern bereit, über die ‚Armee-Rundschau‘ Fragen junger Soldaten zu beantworten.“



ZWILLING *mit Pfiff*

Von AR-Korrespondent Oberstleutnant Dr. MILAN CODR, Prag



Trägerfahrzeug ist eine Spezialversion des „Praga" V3S mit leicht gepanzertem Fahrerraum und als Plattform gestalteter Pritsche.

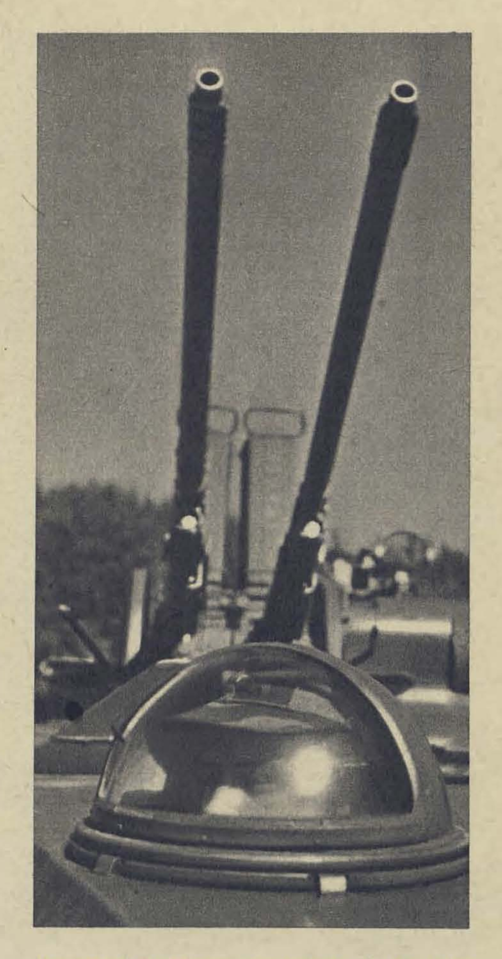
Der massenweise Einsatz von taktischen Kampfflugzeugen (Jagdflugzeuge und Jagdbomber) kennzeichnet das moderne Gefecht. Da diese Flugzeuge neben ihrer Raketenbewaffnung nach wie vor über leistungsfähige Bordkanonen verfügen, ist der Schutz der marschierenden bzw. kämpfenden Truppe vor Fliegerangriffen von erstrangiger Bedeutung. Bordkanonen haben mitunter eine sehr hohe Schußfolge. Sie verschießen sowohl Spreng-, als auch Panzer- und Brandgeschosse. Diesem Feuerhagel steht das Abwehrfeuer der kleinkalibrigen „Spritzen", der Fla-MG und leichten Fla-Waffen, gegenüber.

Leichte Flak-Geschütze (Kaliber 20–60 mm) sind für den verläßlichen und ständigen Schutz der Truppen gegen Luftangriffe die geeigneten Mittel. Sie sind beweglich, können in jeder passenden Gefechtssituation eingesetzt werden und haben universelle Eigenschaften, die auch das Bekämpfen von Erdzielen ermöglichen.

Eine der jüngsten dieser Waffen ist die 30-mm-Zwillingsflak der Tschechoslowakischen Volksarmee. Dieses Geschütz wurde von tschechoslowakischen Konstrukteuren entwickelt. Es wird in den Werken der Verteidigungsindustrie der ČSSR gebaut und hat eine Spezialausführung des LKW „Praga" V3S als Trägermittel. Kurz gesagt – ein „Zwilling mit Pfiff", leicht, mobil und treffsicher. In zwei Versionen steht es den Einheiten der Tschechoslowakischen Volksarmee zur Verfügung: als Geschütz auf eigener Protze und auf dem in den Bildern gezeigten. leicht gepanzerten Kfz.

Die letztere Version hat sich mehr und mehr durchgesetzt. Während des Herbstmanövers „Quartett" wurde das Geschütz wegen seiner besonderen Art viel beachtet.

Was dem Betrachter zuerst auffällt, das ist die günstige Kombination von Fahrzeug und Waffe. Während der Richtkanonier in einer gepanzerten Wanne am Geschütz sitzt, befinden sich die übrigen Mitglieder der Bedienung im Inneren des Fahrzeuges. Der Geschützführer beobachtet durch eine drehbare Kuppel, die mit Panzerglas versehen ist, den Luft-



Der Geschützführer beobachtet durch eine kugelsichere, drehbare Kuppel. Seine Befehle erteilt er über die Bordsprechanlage.

raum bzw. den ihm zugewiesenen Abschnitt. Über eine Bordsprechanlage erhält der Richtkanonier Werte und Kommandos. Die offene Pritsche ermöglicht das Schwenken der Waffe um 360°. Der Richtkanonier visiert das Ziel entweder durch die Richtoptik oder durch das Fadenkreuz an. Die massigen Magazine lassen erkennen, daß die Waffe eine hohe Schußfolge aufweist. Verschiedene mechanische Einrichtungen, wie z. B. die Richtmechanismen, Abfeuerung u. a., gewährleisten ein schnelles und unkompliziertes Arbeiten am Geschütz.

Die 30-mm-Zwillingsflak gehört mit zu den neueren Entwicklungen der tschechoslowakischen Verteidigungsindustrie. Sie vervollständigt erheblich die Bewaffnung der Truppenluftabwehr der sozialistischen Bruderarmeen.

● ● ●



Eine leicht gepanzerte Wanne bietet dem Richtkanonier Schutz vor Splittern und Infanteriegeschossen. Mittels Richtoptik bzw. Fadenkreuz visiert er die Luft- oder Erdziele an.



Der Ladekanonier muß sein Handwerk verstehen, soll die Waffe stets feuerbereit sein. Das Einsetzen der Magazine darf nicht länger als einige Sekunden dauern. ▶

Immer gefechtsbereit – auf dem Marsch, während der Kampfhandlung, überall. Im Kampf gegen Erdziele ist die Zwillingsflak eine willkommene Unterstützung.

▼

„Na, Grützmacher? 2:05 Minuten sind auf der Sturmbahn zu unterbieten. Wie wär's denn?" So fordert Unterfeldwebel Karl-Heinz Sickel eines Tages beim Abendbrot seinen Freund Unterfeldwebel Grützmacher heraus, der am gleichen Tage erst vom Jahresurlaub in die Grenzkompanie zurückgekehrt war. Grützmacher tut zunächst wenig überrascht. Trotzdem bleibt ihm bald ein Bissen im Halse stecken. Lächelnd erwidert er: „Na, laß man, ich werde dich schon noch einholen." Er sagt das, obwohl er von vornherein weiß, daß er das nie schaffen würde. Denn wer sich mit Sickel messen will, der muß schon etwas bieten. Und nicht nur auf der Sturmbahn ...

Die Fuß- und Handballmannschaften der Kompanie zählen zu den besten im Regiment. Ihr Tormann heißt Sickel. Viele Kompanieangehörige erwarben im vergangenen Jahr das Abzeichen „Für gutes Wissen". Es bereitete sie vor und prüfte sie ihr FDJ-Sekretär, Jugendfreund Sickel, der selbst das Abzeichen in Gold besitzt. Gefreiter Vogt entwickelte sich in kurzer Zeit zu einem guten Postenführer, der sich bei der Sicherung der Staatsgrenze mehrfach auszeichnete.



Das Kompanie-As

Zeichnung: Gerhard Lahr

Sein „Pate" war der bewährte Postenführer Sickel. Die jungen Grenzsoldaten wollen wissen, wie sie im Grenzdienst mit dem persönlichen Signalgerät arbeiten müssen. Das erläutert ihnen der Gruppenführer Unterfeldwebel Sickel, ein „Fuchs" auf diesem Gebiet. Unterrichtsgruppenleiter im Zug Westendorf, Schöffe beim Militärobergericht, Mitglied der Regiments-FDJ-Leitung, das sind einige weitere Funktionen, die das 23jährige Parteimitglied Karl-Heinz Sickel sorgfältig und verantwortungsbewußt ausführt. Der sympathische schlanke Bursche mit dem kurzen Haar gilt unumstritten als As der Kompanie. Nicht daß er ein eigennütziger Streber wäre, dem die anderen gleichgültig sind. Im Gegenteil, gerade weil er sich seiner Fähigkeiten voll bewußt ist, kümmert er sich um alles, was in der Kompanie vorgeht, stellt er sein Können ganz in den Dienst des Kollektivs. Dabei geht es ihm nicht bloß ums Mitmachen, sondern vielmehr darum, durch sein persönliches Beispiel die anderen zu besseren Leistungen anzuspornen.

Und bei allem, was Genosse Sickel tut, vergißt er nicht, woher er kommt und wer ihn erzog. Er ist ein typisches Kind unserer Republik, ein treuer Sohn der Arbeiterklasse. Schon als Schlosserlehrling im Braunkohlenwerk Ammendorf arbeitete er aktiv im sozialistischen Jugendverband. Auch am Schießsport der GST nahm er teil. Als einen ihrer Besten wählten ihn seine Jugendfreunde zum FDJ-Sekretär. Zunächst versah er diese Aufgabe ehrenamtlich, später hauptamtlich.

In den historischen Augusttagen des Jahres 1961, als die von den Westberliner und Bonner Ultras ausgehende Kriegsgefahr akut zu werden drohte, studierte er, der kurz zuvor erst geheiratet hatte und gerade Vater geworden war, an der Jugendhochschule „Wilhelm Pieck". Ohne das Lehrgangsende abzuwarten, meldete er sich unverzüglich, zusammen mit vielen weiteren Jugendfreunden, freiwillig zum Ehrendienst am antifaschistischen Schutzwall, um den Frieden retten zu helfen.

In den zweieinhalb Jahren seiner bisherigen Dienstzeit entwickelte sich Genosse Sickel zu einem vorbildlichen, oft ausgezeichneten Grenzsoldaten. Eigentlich würde seine Verpflichtung im Herbst dieses Jahres ablaufen. Die FDJ-Bezirksleitung in Halle erwartete schon seine Rückkehr. Aber da teilte ihr Unterfeldwebel Sickel mit, daß er sich als Soldat auf Zeit um ein Jahr weiterverpflichtet hat. „Hier werde ich dringender gebraucht", meint er zu seinem Entschluß. „Der Dienst an der Staatsgrenze ist mir mittlerweile so ans Herz gewachsen, daß ich nicht so mir nichts, dir nichts die Segel streichen kann. Für mich ist die Staatsgrenze eine Verteidigungsstellung, aus der wir keinen Zentimeter zurückweichen. Wer sie antastet, der ist mein Feind, ein Feind meines sozialistischen Staates, ein Feind des Friedens. Wehe dem, der das wagt!"

R. Dressel

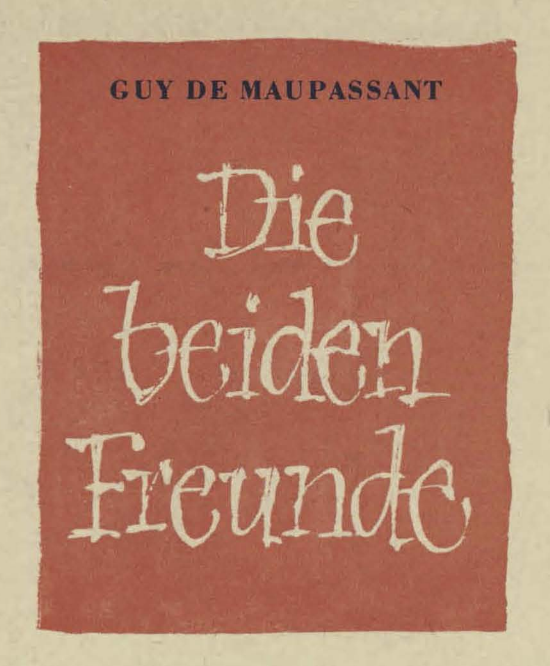


Illustration: Wolfgang Würfel

Paris war belagert, ausgehungert und lag in den letzten Zügen. Die Spatzen auf den Dächern wurden selten, die Gossen entvölkerten sich. Man aß alles. Herr Morissot, der von Beruf Uhrmacher war, doch gelegentlich auch Pantoffeln verkaufte, schlenderte, die Hände in den Taschen seiner Uniformhose versenkt, an einem hellen Januarmorgen traurig und hungrig den äußeren Boulevard entlang. Da stand plötzlich ein Kamerad vor ihm, ein alter Freund, Herr Sauvage, den er vom Wasser her kannte. Ehe der Krieg ausbrach, fuhr Morissot nämlich jeden Sonntag bei Tagesanbruch, den Bambusstock in der Hand, einen Blechkasten auf dem Rücken, mit dem Zug in der Richtung nach Argenteuil. In Colombes stieg er aus und ging zur Insel Marante. Sobald er am Ziel seiner Wünsche war, fing er an zu angeln, und angelte bis zu sinkender Nacht. Und jeden Sonntag traf er dort ein dickes, joviales Männchen, Herrn Sauvage, den Krämer aus der Straße Notre-Dame-de-Lorette, der gleichfalls begeisterter Angler war. Oft saßen sie einen halben Tag lang Seite an Seite, die Angelrute in der Hand, und ließen die Füße über dem Wasser baumeln. So hatten sie sich angefreundet.

Im Frühling, wenn morgens gegen zehn die junge Sonne auf dem leise dahinströmenden Fluß Dunst aufsteigen ließ, der mit dem Wasser wanderte, wenn sie den beiden eifrigen Anglern behaglich auf den Rücken schien, dann sagte wohl Morissot zu seinem Nachbar: „Ach ist das mollig!"

Und Herr Sauvage gab zurück: „So was gibts nicht wieder!"

Das genügte, daß sie sich verstanden und gern hatten.

Sobald sich die beiden heute sahen und erkannt hatten, schüttelten sie einander kräftig die Hand — bewegt, sich unter solch veränderten Verhältnissen wiederzusehen. Herr Sauvage meinte seufzend: „Was alles passiert ist!"

Morissot stöhnte niedergeschlagen: „Und das Wetter! Heute ist der erste schöne Tag im Jahr."

Sie traten in ein kleines Café und tranken zusammen einen Absinth. Dann setzten sie ihren Spaziergang auf der Straße fort. Morissot blieb plötzlich stehen: „Noch ein Gläschen, was meinen Sie?"

Herr Sauvage stimmte bei: „Wie Sie wollen!" Und sie sprachen noch bei einem anderen Weinhändler vor. Als sie gingen, waren sie tüchtig angezecht, wie Leute, die auf nüchternen Magen getrunken haben. Es war milde, eine weiche Brise spielte ihnen um die Wangen. Die laue Luft hatte Herrn Sauvage vollends angeheitert, und er blieb stehen: „Wenn wir hingingen?"

„Wohin?"

„Na, zum Angeln!"

„Aber wo?"

„Auf unsere Insel natürlich. Die französischen Vorposten stehen bei Colombes. Ich kenne den Oberst Dumoulin. Man wird uns schon durchlassen."

Morissot zitterte vor Begierde: „Abgemacht, Ich bin dabei!"

Und sie trennten sich, um ihre Angelgeräte zu holen.

Eine Stunde lang schritten sie Seite an Seite die Chaussee hinab, zur Villa, wo der Oberst lag. Er lächelte über die Bitte und hatte gegen ihre Grille nichts einzuwenden. Mit einem Passierschein versehen, setzten sie den Weg fort.

Bald kamen sie durch die Vorposten, durchschritten das verlassene Colombes und erreichten die kleinen Weinberge, die sich zur Seine hinabziehen. Es war gegen elf Uhr. Das Dorf Argenteuil gerade gegenüber schien wie ausgestorben. Die Höhenzüge von Orgemont und Sannois überragten die ganze Gegend.

Herr Sauvage deutete mit dem Finger nach den Hügeln hinüber: „Dort oben sind die Preußen!" Und ein unheimliches Gefühl befiel die beiden Freunde vor diesem öden Land.

„Die Preußen!" Sie hatten noch nie welche gesehen, aber seit Monaten fühlten sie die Anwesenheit derer um Paris, die Frankreich vernichteten, plündernd, mordend, aushungernd — unsichtbar und allmächtig. Und eine Art abergläubischen Schreckens kam zum Haß, den sie gegen dieses unbekannte, siegreiche Volk hegten.

Morissot stammelte: „Herr Gott, wenn wir nun welche treffen?"

Herr Sauvage antwortete mit jenem Pariser Humor, der durchbrach trotz alledem: „Wir bieten Ihnen ein Gericht Fische an!"

Aber sie zögerten doch, sich hinauszuwagen:

das allgemeine Schweigen rundum machte sie ängstlich.
Endlich faßte Herr Sauvage einen Entschluß: „Wir wollen doch gehen; aber Vorsicht!"
Und sie stiegen einen Weinberg hinunter, geduckt, kriechend, indem sie hinter den Büschen Deckung suchten, ängstlich um sich blickten und lauschten.
Ein Stück freies Feld mußte noch überschritten werden bis zum Flußufer. Sie fingen an zu laufen und kauerten sich, sobald sie die Böschung erreicht, im trockenen Schilfe nieder. Morissot legte das Ohr an die Erde, zu horchen, ob er Tritte vernähme. Er hörte nichts. Sie waren allein, ganz allein.
Nun beruhigten sie sich und fingen an zu angeln. Die einsame Insel Marante gegenüber deckte sie gegen das andere Ufer. Das kleine Restaurant drüben war verschlossen und schien seit Jahren verlassen.
Herr Sauvage fing den ersten Gründling. Morissot den zweiten, und nun zogen sie alle Augenblicke die Angel heraus, an der ein kleines, silberglänzendes Tier zappelte; ein wahrer Wunderfang. Sie ließen leise die Fische in ein engmaschiges Netz gleiten, das zu ihren Füßen im Wasser hing. Und eine köstliche Wonne überkam sie, die Wonne, die einen packt, wenn man sein Lieblingsvergnügen wieder aufnimmt, das man lange hat entbehren müssen.
Aber plötzlich machte ein dumpfer Lärm, der vom Innern der Erde zu kommen schien, den Boden erzittern. Das Geschütz fing wieder an zu donnern. Morissot wandte den Kopf und gewahrte über der Böschung, weit drüben links die gewaltigen Umrisse des Mont-Valérien, der auf der Stirn eine weiße Haube trug, eine Pulverwolke, die er eben ausgespien.
Und in dem Augenblick schoß ein zweiter Dampfstrahl vom Gipfel der Festung, wenige Sekunden darauf grollte eine neue Entladung. Dann folgten andere und von Augenblick zu Augenblick hauchte der Berg seinen Todesatem hinaus, blies milchige Dämpfe von sich, die langsam in die blaue Luft stiegen, als Wolke über ihm.
Herr Sauvage zuckte die Achseln und sprach: „Da fangen sie schon wieder an."
Morissot, der ängstlich zusah, wie die Spule seines Schwimmers auf- und untertauchte, ward plötzlich als friedlich gesinnter Mann von Wut gepackt gegen jene Verrückten, die sich da schlugen, und brummte in den Bart: „Es ist doch zu dumm, sich so totzuschießen!"
Herr Sauvage antwortete: „Dümmer als Vieh!"
Morissot, der eben einen Weißfisch gefangen hatte, erklärte: „Und wenn man sich überlegt, daß es immer so sein wird, so lange wir Regierungen haben!"
Herr Sauvage unterbrach ihn: „Die Republik hätte den Krieg nicht erklärt . . ."
Morissot fuhr dazwischen: „Beim Königtum hat man den Krieg draußen, bei der Republik hat man den Krieg im Innern!"
Und sie begannen gemächlich zu streiten, indem sie die großen politischen Fragen mit dem

(Fortsetzung Seite 66)







gesunden Menschenverstand braver, etwas beschränkter Geister lösten.
Und der Mont-Valérien donnerte ohne Unterlaß. Mit seinen Geschossen legte er französische Häuser in Trümmer, Leben vernichtend, menschliche Wesen zerschmetternd; mit seinen Geschossen bereitete er ein jähes Ende manchem Traum, vielen Freuden, viel erhofftem Glück und schlug Frauen-, Mädchen-, Mutterherzen, dort drüben im anderen Land Wunden, nie zu schließen.
„So ist das Leben", erklärte Herr Sauvage. „Sagen Sie lieber der Tod", gab Morissot lachend zurück.
Aber sie zuckten erschrocken zusammen, sie fühlten, daß hinter ihnen jemand gegangen kam, und als sie den Kopf wandten, gewahrten sie in ihrem Rücken vier Männer, vier große, bewaffnete, bärtige Männer, wie Livréediener gekleidet, mit platten Mützen auf dem Kopf, die Gewehre im Anschlag.
Die beiden Angelruten entsanken ihren Händen und trieben den Fluß hinab.
Binnen weniger Sekunden waren sie gepackt, gefesselt, fortgeschleppt, in einen Kahn gebracht und nach der Insel übergesetzt. Nun gewahrten sie hinter dem Hause, das sie verlassen gewähnt, einige zwanzig deutsche Soldaten.
Eine Art behaarter Riese, der rittlings auf einem Stuhl sitzend eine lange Pfeife mit Porzellankopf schmauchte, fragte sie in ausgezeichnetem Französisch: „Nun, meine Herren, haben Sie einen guten Fang getan?"
Da legte ein Soldat das Netz voller Fische, das er sorgsam mitgeschleppt, zu den Füßen des Offiziers nieder. Der Preuße lächelte: „Oho, Sie haben ja Glück gehabt! Aber es handelt sich um etwas anderes. Hören Sie mich an und regen Sie sich weiter nicht auf. In meinen Augen sind Sie einfach zwei Spione, die uns auskundschaften sollten. Um das besser zu bemänteln, haben sie so getan, als angelten Sie. Sie sind mir in die Hände gefallen — schlimm für Sie — wir sind nun mal im Kriege! Aber da Sie durch die Vorposten gekommen sind, müssen Sie das Losungswort kennen, um wieder hineinzukommen. Sagen Sie mir das Losungswort, und ich lasse Gnade vor Recht ergehen."
Die beiden Freunde standen aschfahl nebeneinander, ihre Hände zitterten ein wenig; sie schwiegen.
Der Offizier fing wieder an: „Kein Mensch erfährts. Sie gehen ruhig wieder hinein. Mit Ihnen ist das Geheimnis ausgelöscht. Weigern Sie sich aber, so kostet's Ihnen den Kopf, und zwar augenblicklich. Also wählen Sie."
Sie blieben unbeweglich stehen, ohne den Mund aufzutun.
Der Preuße behielt seine Ruhe. Er deutete mit der Hand auf den Fluß: „Denken Sie daran, daß Sie in fünf Minuten dort im Wasser auf dem Grunde liegen. In fünf Minuten! Sie müssen doch Angehörige haben!"
Der Mont-Valérien donnerte immer weiter.
Die beiden Angler blieben wortlos stehen. Der Deutsche gab in seiner Sprache einige Befehle, dann rückte er seinen Stuhl ein Stück ab, um den Gefangenen nicht zu nahe zu sein. Zwölf Mann stellten sich in zwanzig Schritt Entfernung auf, Gewehr bei Fuß.
Der Offizier fuhr fort: „Ich gebe Ihnen noch eine Minute Bedenkzeit. Nicht zwei Sekunden mehr."
Dann stand er hastig auf, ging auf die beiden Franzosen zu, nahm Morissot beim Arm, zog ihn ein Stück fort und sagte leise zu ihm: „Schnell das Losungswort? Ihr Kamerad erfährt nichts davon. Ich werde so tun, als ob ich mich erweichen ließe."
Morissot antwortete nicht.
Da zog der Preuße Herrn Sauvage bei Seite und stellte ihm die gleiche Frage.
Herr Sauvage antwortete nicht.
Sie standen wieder nebeneinander.
Und der Offizier gab ein Kommando. Die Soldaten legten an.
Da fiel Morissots Blick zufällig auf das Netz voller Gründlinge, das ein paar Schritte von ihm im Grase liegengeblieben war. Ein Sonnenstrahl glitzerte auf den noch zappelnden Fischen. Und eine Schwäche wandelte ihn an. Wider Willen füllten sich seine Augen mit Tränen. Er stammelte: „Adieu, Herr Sauvage."
Herr Sauvage antwortete: „Adieu, Herr Morissot!"
Sie drückten sich die Hand und, wie sie auch dagegen kämpften, lief ihnen ein Zittern über den Körper.
Der Offizier kommandierte: „Feuer!"
Zwölf Schüsse klangen wie einer.
Herr Sauvage fiel wie ein Klotz aufs Gesicht.
Der große Morissot schwankte, drehte sich und sank schräg über seinen Kameraden, während aus seiner Brust ein Blutstrom drang.
Der Deutsche gab neue Befehle.
Seine Leute gingen und kamen mit Stricken und Steinen wieder, die sie den beiden Toten an die Füße banden. Dann trugen sie die Leichen ans Ufer.
Der Mont-Valérien grollte immerfort, nun ganz in Wolken gehüllt.
Zwei Soldaten packten Morissot bei Kopf und Füßen. Zwei andere Herrn Sauvage in gleicher Weise. Die Körper wurden einen Augenblick kräftig hin und her geschaukelt, dann in der Luft losgelassen. Sie beschrieben einen Bogen und tauchten stehend in den Fluß, da die Steine zuerst die Füße hinabzogen.
Das Wasser spritzte, kochte, zitterte und kam zur Ruhe, während sich kleine Wellenkreise bis zum Ufer fortpflanzten. Ein bißchen Blut schwamm auf der Flut davon.
Der Offizier sagte, immer noch mit heiterem Ausdruck, halblaut: „Nun sind die Fische an die Reihe gekommen!" Dann ging er zum Hause zurück.
Dort sah er das Netz mit den Gründlingen im Grase liegen. Er hob es auf, betrachtete es, lächelte und rief: „Wilhelm!"
Ein Soldat mit weißer Schürze eilte herbei. Der Offizier warf ihm die Jagdbeute der beiden Erschossenen hin und befahl: „Laß mir mal gleich die Tierchen da backen, während sie noch frisch sind. Das wird famos schmecken!" Dann rauchte er seine Pfeife weiter.





Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



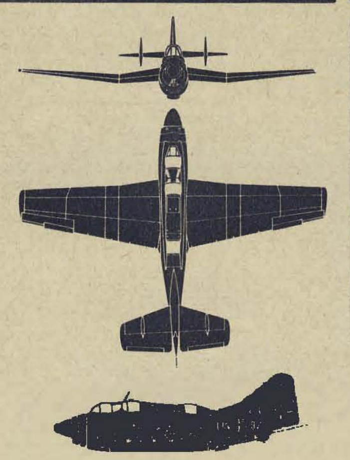
3

Das FOTO für Sie 1/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1964

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE SEEFLIEGERKRÄFTE





„Gannet“ A.S.Mk.4

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	5 550 kg
Abflugmasse (max.)	11 325 kg
Länge	13,41 m
Spannweite	16,61 m
Höhe	5,13 m
Flügelfläche	55,52 m²
Triebwerk	Propellerturbine
Bewaffnung	2 Torpedos, Minen, Bomben, 16 Raketen (L-B)
Besatzung	3 Mann

„Gannet“ A.S.Mk 4 ist eine Konstruktion der britischen Fairey Aviation Co. 1951 begann der Serienbau dieses Typs. Das Flugzeug wird sowohl für die Royal Navy, als auch für mehrere ausländische Flotten hergestellt. Es existiert in verschiedenen Versionen (U-Boot-Jagdflugzeug — Mk 1 bzw. Mk 4; Übungsflugzeug — Mk 2; Frühwarnflugzeug — Mk 3; Trainer — Mk 5). Neuerdings soll das Flugzeug durch Hubschrauber ersetzt werden.

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1964

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE KREUZER

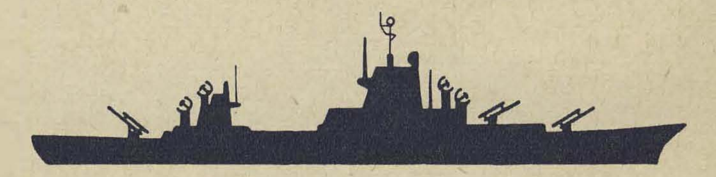
Raketenkreuzer „Long Beach“

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	etwa 18 000 ts
Länge	220 m
Breite	22,2 m
Tiefgang	7,9 m
Maschinenleistung	120 000 PS
Geschwindigkeit	33 sm/h
Bewaffnung	2 Zwillingsrampen (Terrier) 1 Zwillingsrampe (Tolos) 1 Achtfachstarter (Asroc) gegen U-Boote 2 dreirohrige Torpedosätze zur U-Boot-Abwehr 1—2 Hubschrauber

1961 wurde dieser amerikanische Raketenkreuzer in Dienst gestellt.

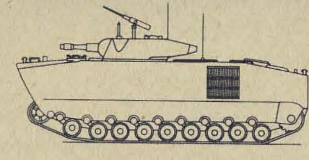


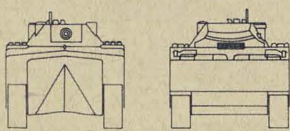


ARMEE-RUNDSCHAU 1/1964

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE SCHWIMMPANZER







Schwimmpanzer LVTH-6

Taktisch-technische Daten:

Masse	37,70 t
Länge	8,80 m
Breite	3,60 m
Höhe (gesamt)	3,30 m
Kletterfähigkeit	0,90 m
Uberschreit-fähigkeit	2,50 m
Höchst-geschwindigkeit	44 km/h
Bewaffnung	105-mm-Haubitze 1 Fla-MG 12,7 mm

Der Schwimmpanzer LVTH-6 wurde 1954 in die Bewaffnung der USA-Armee aufgenommen. Er entstand aus dem Amphibientransporter LVTP-5 und stellt zur Zeit das modernste Schwimmfahrzeug seiner Art in der USA-Armee dar. Er ist beschränkt geländegängig.

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1964

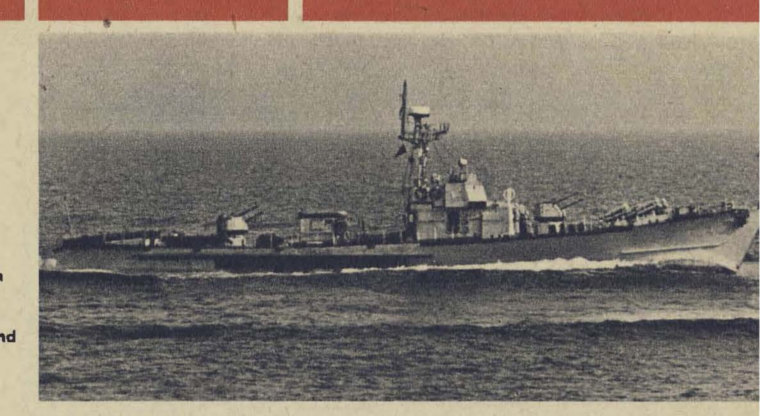
TYPENBLATT

SCHIFFE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

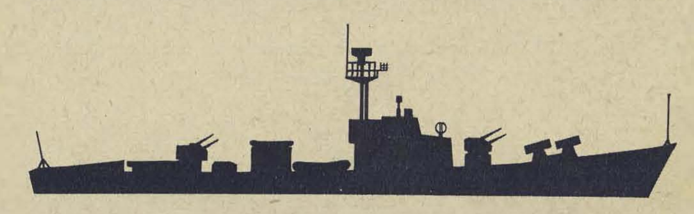
U-Boot-Jäger

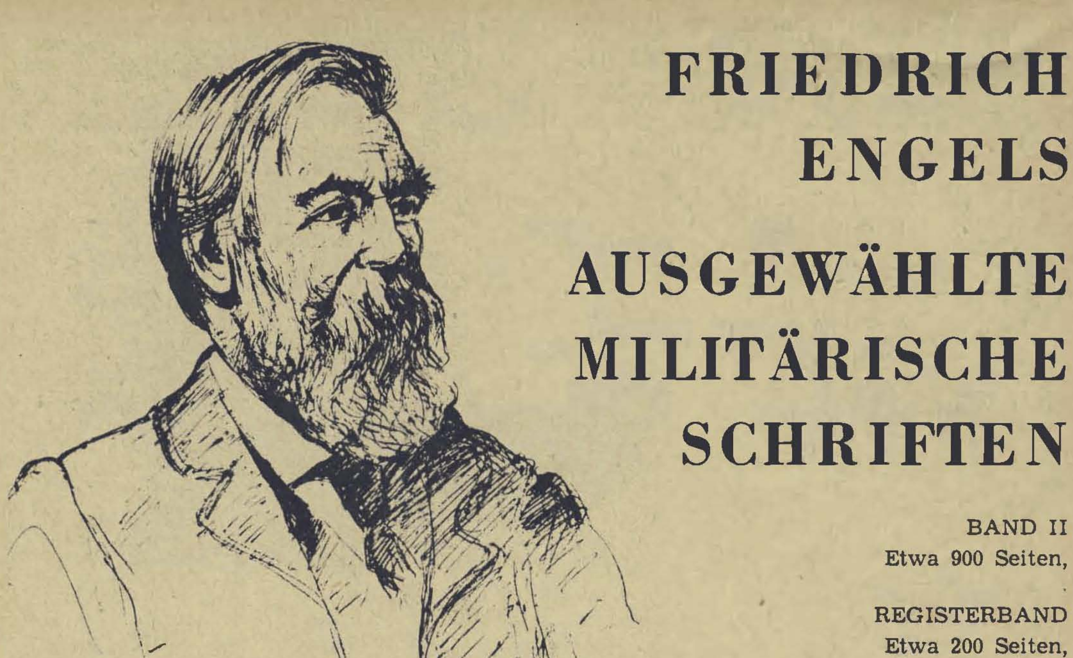
Taktisch-technische Daten:

Wasser-verdrängung	200 ts
Länge	40 m
Breite	6 m
Geschwindigkeit	27 sm/h
Bewaffnung	2 Doppellafetten 25-mm-Flak, Wasserbomben-Salvenwerfer und Ablaufgerüste



Hauptaufgabe der U-Boot-Jäger der Volksmarine der DDR ist, wie der Name sagt, die Suche und Vernichtung von U-Booten. Dazu sind sie mit leistungsfähigen hydroakustischen Stationen und wirkungsvollen U-Boot-Abwehrwaffen ausgerüstet. Die Fla-Waffen dienen dem Selbstschutz des Schiffes.





FRIEDRICH ENGELS

AUSGEWÄHLTE MILITÄRISCHE SCHRIFTEN

BAND II
Etwa 900 Seiten,

REGISTERBAND
Etwa 200 Seiten,

etwa 21,60 DM

Mit dem vorliegenden Band der militärischen Schriften von Friedrich Engels wird diese Klassikerauswahl abgeschlossen, und dem Leser ein Werk in die Hand gegeben, das als Quellenmaterial für das Studium des Marxismus-Leninismus über Krieg, Armee und Militärwissenschaft unerläßlich ist. Das Werk enthält einen großen Teil der militärtheoretischen und kriegsgeschichtlichen Arbeiten von Friedrich Engels, die er in den Jahren 1859 bis 1893 verfaßt hat.

Diese Ausgabe wurde durch einen Registerband, der das Verzeichnis der Namen, Schlachten, Fremdwörter, Anmerkungen und Karten von Band II und ein Sachregister für beide Bände enthält, vervollständigt.

NOCH LIEFERBAR:

FRIEDRICH ENGELS

AUSGEWÄHLTE MILITÄRISCHE SCHRIFTEN

BAND I
XII/792 Seiten, Lederin, 14,80 DM

Unsere Bücher erhalten Sie durch jede Buchhandlung oder den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, Berlin C 2, Rungestraße 20.



DEUTSCHER MILITÄRVERLAG



Beim ASK sieht man die meisten Tore

Eine Betrachtung zur 1. Halbserie der Deutschen Fußballmeisterschaft von Klaus Schlegel

Der AR-Sportredakteur ist ein Optimist. Das ist sein gutes Recht – mehr noch: Diese Einstellung sollte jedem zu eigen sein.
Doch hören Sie selbst.
Es war wenige Tage nach jenem 3:3 von Budapest. Überall in Fußballkreisen wurde das gute Resultat unserer Nationalelf diskutiert. Und nicht nur bei uns, auch in weiten Teilen Europas bildete ihre bravouröse Leistung reichen Gesprächsstoff.
Kurz danach sagte der AR-Sportredakteur zu mir: „Schreib' doch mal eine Betrachtung über die erste Halbserie unserer Meisterschaft. Sie muß aber feuilletonistisch sein, witzig und geistvoll."
In jener allgemeinen Fußball-Hochstimmung glaubte ich, daß das, was noch nicht war, werden kann, und sagte zu. Das aber war, ich muß es gestehen, ein wenig voreilig und gutgläubig. Denn nun, da ich an der Maschine sitze, ist mir wenig witzig zumute. In erster Linie deshalb, weil unser Meisterschaftsfußball bisher kaum dazu angetan war. Zwar muß man nach der ersten Runde mit seinem Gesamturteil noch etwas zurückhaltend sein, dennoch hat diese Feststellung, bei aller gebotenen Einschränkung, volle Gültigkeit.
Was würde, nehmen wir mal an, ein Zugführer sagen, wenn zehn seiner Genossen nach einem 90minütigen Gefechtsschießen im Durchschnitt gerade ganze 2,4mal ins Schwarze getroffen hätten? Der Leser vermag das besser einzuschätzen als der Verfasser, der zwar zur Reserve I gehört, bisher aber noch zu keiner Übung einberufen wurde. Auf alle Fälle – das kann sich auch der Uneingeweihte vorstellen – würde er kaum ein freundliches Gesicht machen. Nun kann man allerdings das Gefechtsschießen einer Armee-Einheit keinesfalls mit einem Fußballspiel vergleichen. Aber immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß die Stürmer unserer Oberliga bisher ganze 229 Tore erzielten, das heißt, zwei Sturmreihen trafen in 90 Minuten jeweils 2,4mal ins Ziel. Eine überaus schwache Ausbeute.
Zugegeben, die Toranzahl spricht noch nicht für die Qualität einer Meisterschaftsrunde. Doch auch dazu einige Worte.
Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als spielte die Mehrzahl unserer Mannschaften von Anfang an weniger um Titel und Plätze als vielmehr gegen den Abstieg. Das drückt sich vornehmlich darin aus, daß eine Reihe Clubs – vornehmlich, wenn sie auf gegnerischem Platz antreten – defensiv spielen und vergessen, daß ein klug aufgebauter Angriff oft die beste Verteidigung ist. Darunter leidet naturgemäß das Niveau der Begegnungen. Es entwickelt sich kein flüssiges Spiel, es wird vielmehr zum Kampf, und von da ist es meist nur ein kleiner Schritt zum Krampf.
Vor allem der ASK Vorwärts Berlin kann ein Lied davon singen. „Die meisten unserer Gegner", kommentierte Trainer Kurt Fritzsche, „spielen gegen uns mit einer verstärkten Deckung, die natürlich nur schwer aufzureißen ist. Wir sind dennoch mit unserem bisherigen Abschneiden recht zufrieden. Das kommt sowohl im Tabellenstand zum Ausdruck wie in der besseren Harmonie unserer Mannschaft. Für die zweite Halbserie und unser Ziel, den Titelgewinn, haben wir uns in den ersten 13 Spielen eine gute Ausgangsposition geschaffen. Obwohl das Ziel hoch ist, halten wir es für real und streben es mit aller Konzentration an."
Dieser Optimismus ist keineswegs übertrieben. Der ASK bot in der ersten Halbserie die ausgeglichensten Leistungen, zeigte die stärksten Spiele. Zugleich waren seine Stürmer auch die erfolgreichsten Schützen, trafen sie doch pro Spiel 2,3mal ins Tor, was weit über dem Durchschnitt der anderen Mannschaften liegt.
Aber der ASK hinterließ nicht nur in den Meisterschaftsspielen einen guten Eindruck. 9 ASK-Spieler vertraten unsere Republik in verschiedenen Auswahlmannschaften und wurden dort insgesamt dreißigmal eingesetzt. Unger, Nachtigall, Nöldner und Fräßdorf waren dabei, als Westdeutschland bezwungen wurde; sie wirkten neben Krampe, Körner, Weiß, R. Müller und Großheim in Länderspielen der A-, B- sowie der Nachwuchsvertretungen mit, so daß der Armeesportklub auch in dieser Hinsicht auf der Höhe seiner Aufgaben war.
Schließlich kommt die Beständigkeit der Vorwärts-Elf auch darin zum Ausdruck, daß sie stets in der Spitzengruppe der Oberliga zu finden war, nie schlechter als auf dem vierten



Vogt hob die Hände – dafür war der Erfurter Torwart machtlos.

Tabellenplatz (einmal) stand, zweimal die dritte Position einnahm und sonst die Oberliga anführte bzw. auf Platz 2 rangierte. Ein derart gleichmäßig-gutes Tabellenbild kann keine andere Vertretung verbuchen.

Der hartnäckigste Rivale der Berliner scheint auch diesmal wieder der SC Empor Rostock zu sein. Doch auch andere Mannschaften können in der zweiten Halbserie noch stärker in Erscheinung treten, so sicher der SC Motor Jena, die beiden Leipziger Clubs und Karl-Marx-Stadt.

Vielleicht wird der eine oder andere Leser sagen, hier wurde zu sehr schwarz in schwarz gemalt, und darauf verweisen, daß es doch bestimmt auch gute Spiele gab, vor allem aber darauf, daß unsere Nationalmannschaft so hervorragend abschnitt. Das sei zugegeben, aber die wirklich guten Spiele lassen sich an den Fingern beider Hände abzählen.

Bleiben – und das können wir voller Genugtuung feststellen – die guten Leistungen unserer Nationalauswahl, die sich ja aus denselben Spielern zusammensetzt, die Sonntag für Sonntag in den Oberligakollektiven stehen. Zunächst einmal ist die Spielauffassung der Länderelf weitaus moderner als die der meisten Klubmannschaften, die sich gerade hier noch nicht angepaßt haben, es aber schnellstens tun sollten. Zum anderen scheint mir das Trainingsprogramm der Auswahl sinnvoller, freudbetonter zusammengestellt als in vielen Clubs; und schließlich wird auch der psychologischen Beeinflussung unserer Nationalspieler größere Bedeutung beigemessen. Diese Faktoren – sicher gibt es noch einige andere – mögen den Leistungsunterschied zwischen Nationalauswahl und Clubs erklären.

Ein Spiel ist erst nach 90 Minuten zu Ende, eine Meisterschaft nach 182 Begegnungen. Deshalb soll man diese Bemerkungen nicht als endgültig auffassen; sie sind Gedanken zur Halbzeit. Und wie oft schon haben wir erlebt, daß sich Mannschaften nach dem Wechsel ungemein steigerten, alle Hemmungen verloren und kaum wiederzuerkennen waren. Weshalb könnte das nicht auch im weiteren Verlauf dieser Meisterschaft geschehen?

Die Frage deutet schon die Hoffnung an, die der Verfasser hegt. Sie ist allerdings gedämpft, aber immerhin vorhanden. Dennoch wird er in Zukunft vorsichtiger sein, wenn wieder jemand mit der Bitte an ihn herantreten sollte, nach Meisterschaftshalbzeit eine witzige und geistvolle Einschätzung zu geben. Auf alle Fälle aber bleibt er Optimist; deshalb nämlich, weil er hofft, bei seiner Reserveübung den Schußdurchschnitt der Oberligastürmer zu überbieten – schon um seinem Zugführer keinen Anlaß zu bissigen Bemerkungen zu geben.

Überraschung im Grenzgebiet

Und die Gitarre erklang ganz leise, Eva-Maria...

Fotografiert von Major E. Gebauer und notiert von Major W. Seiffert



Ein Dezembertag wie jeder andere: Grenzeralltag. Ein letzter prüfender Blick des Zugführers, das Kommando „Aufsitzen!", das Tuckern der Kfz.-Motoren – leb' wohl, warme Stube.
Und dann: Der Bahnhof Friedrichstraße, die naschhaften Möwen auf der Weidendammbrücke, zwei Kurven rechts, drei Kurven links, der Führungspunkt, die Staatsgrenze.

Kein Dezembertag wie jeder andere: Der letzte des Jahres 1963.
Freilich: Der Blick des Zugführers, das Kommando „Aufsitzen!", das Tukkern ...
Aber Werner Deckbars Ohren, ansonsten gern bereit aus dem Geräusch der Maschine ein lustiges Lied herauszuhören, scheinen heute taub zu sein. Die Gedanken eilen zur sich sorgenden Mutter, die besonders an diesem Silvesterabend an ihren Einzigen denken wird. Da warten der Vater und Opa Oswald, der Werners 60 Tauben betreut. Und da ist Roswitha, die gehofft hatte ...

Eine Dezembernacht wie jede andere: Der baumlange Oberlausitzer, von dem die Genossen beteuern, er sei als Dach-

Statt eines Briefes

Im Briefkasten hab ich gesehen:
Da ist was Weißes drin.
Du kannst dir gar nicht denken,
wie ich gelaufen bin.

Ich hab deinen Brief gelesen.
Du wünschst mir ein gutes Jahr.
Der Sommer und der Winter geh'n.
Was bleibt von dem, was war?

Ich hab auch das Foto gesehen
und darauf rauchst du auch.
Laß das doch lieber bleiben.
Du riechst dann so nach Rauch.

Das wollte ich dir schon schreiben.
(Du siehst ganz gut drauf aus.)
Meinetwegen rauche weiter,
Nur komme gesund nach Haus.

Es warten auf Dich meine Lippen,
seit ich gesagt hab: Bleib!
Der Brief in den Händen zittert.
Dein letztes Wort ist: Schreib!

Nun singe ich mir mein kleines Lied.
Was schreibe ich bloß an Dich?
Die Liebe dauert noch immer.
Ach Gott, was schreibe ich?



Warte, warte nur ein Weilchen ... Gleich singt Eva-Maria Hagen ein Lied, das ureigenst für diesen Abend von Oberfeldwebel Rainer Gäbler komponiert wurde. Den Text schrieb Erwin Burkert.



„Ich nu, wie ich bin, würde, wenn kein Dienst wär', heut einen kleinen heben gehn", meint Unterfeldwebel Kuntzsch. ◀

decker ohne jede Leiter ausgekommen, hat seinen Grenzdienst übernommen. Die Zeiger umkreisen das Zifferblatt träge wie eh und je.

Keine Dezembernacht wie jede andere: Silvesternacht.
Freilich: Das träge Kreisen der Zeiger ... Aber bevor die Turmuhren das neue Jahr verkünden, werden der Wehrpflichtige Werner Deckbar und seine Genossen für eine Stunde von ihren Posten abgelöst und zum Führungspunkt befohlen. „Was wir dort erlebten", kommentierte Soldat Deckbar, „werden ich und meine Genossen ihr Lebtag nicht vergessen. Es ist das schönste Erlebnis meiner Soldatenzeit. Ja — Mutter würde staunen."





Ei, ei, ei, Maria ... soviel Fleisch heute abend. Doch Werner Deckbars Magen kann vieles vertragen. ▶

Erhebet das Glas, bis zum Rande gefüllt ..., bittet der Gast. Auf ein gesundes, erfolgreiches neues Jahr!
▼

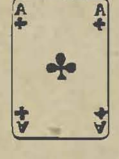
KREUZWORTRÄTSEL

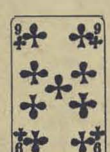
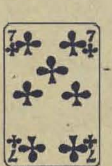
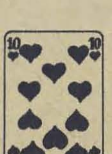
Waagerecht: 1. deutscher Schriftsteller („Die Jagd nach dem Narbengesicht"), 4. ungar. Staatsmann, 8. Zauberin aus der griech. Sage, 12. sowj. Schriftsteller, Vorsitzender der Gesellschaft für Sowjetisch-Deutsche Freundschaft, 15. engl. Schulstadt, 16. Baustoff, 17. Bezirk der DDR, 18. Fluß in Polen, 19. Verwandter, 20. Sowjetrepublik (Kurzbezeichn.), 21. Trockental in der Turkm. SSR, 23. Fluß zum Kasp. Meer, 24. inneres Organ, 25. Getreideart, 26. Zuschlagstoff zum Beton, 29. deutsche Nachrichtenagentur, 30. Bergrücken bei Braunschweig, 32. Sinnesorgan, 34. Mineral, Isoliermaterial, 37. turktatar. Nomadenstamm, 40. Stadt im Bez. Halle, 42. Sternbild, 44. Fluß in Frankreich, 46. Rauchabzug, 49. altes Zählmaß, 51. Schmelzüberzug, 52. europ. Staat, 54. Meerespflanze, 55. Verkehrszeichen, 56. Truppenverband, 57. Stadt an der Elbe, 58. Kinderzeitung, 59. Motorrad aus der ČSSR, 61. ind. Dichter und Philosoph, 64. Küchengerät, 66. Offizier, 69. Weinernte, 72. Küchengewürz, 74. jugosl. Währung, 76. Hacke, 77. Endkampf, Schlußrunde, 80. schlechte Angewohnheit, 81. Teil der MPi, 83. Strom in Afrika, 85. Teil des Wagens, 87. Planet, 90. Nebenfluß des Rheins, 93. Komponist der Operette „Paganini", 94. engl. Dramatiker („Frau Warrens Gewerbe"), 96. Schmuckstück, 97.

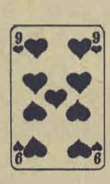


MH spielt mit abgebildetem Blatt Kreuz Hand und verliert mit 57 Augen.
Im Skat liegen Pik 10 und Herz 7.
VH hat: Kreuz 10; Pik Dame und 9; Herz As, König und 8; Karo As, König, 8, 7. Wie war der Spielverlauf und wie hätte MH gewinnen können?



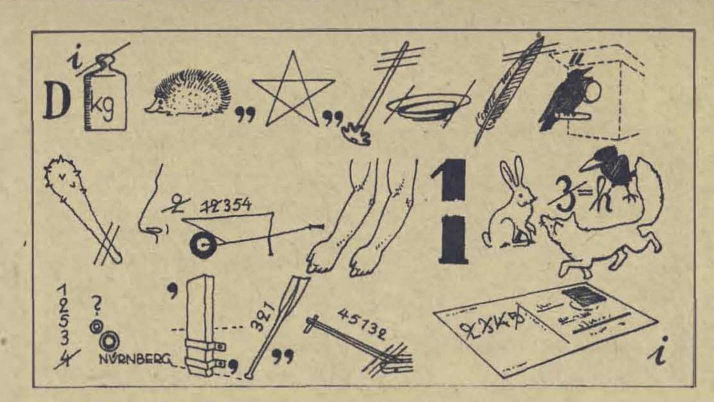




deutsche Anzeigen- und Werbegesellschaft, 98. weibl. Vorname, 99. Baumstraße, 100. Mißgunst, 101. Gefährt, 102. russ. Mädchenname, 103. Halbedelstein, 104. Büchergestell, 105. Hauptstadt Marokkos, 106. Vakuum.

Senkrecht: 1. Hauptstadt der Belo-russ. SSR, 2. Titelgestalt bei Andersen Nexö, 3. Turngerät, 4. patriot. Sänger des Befreiungskrieges, 5. indische Münze, 6. Teil des Tages, 7. Schiffsgeländer, 8. Präsident des Nationalrates der Nationalen Front, 9. Eiland, 10. europ. Staat (Kurzform), 11. Kontinent, 12. Fortbewegungsart, 13. sowj. Atomforschungszentrum, 14. Darstellerin jugendlicher Mädchenrollen, 22. Sandheide bei Paderborn, 27. Ureinwohner Perus, 28. frz. Romanschriftstellerin (1804–1876), 29. Elementarteilchen, 31. Fluß in Frankreich, 33. intern. Hilferuf, 35. südamerik. Wurfwaffe, 36. Nebenfluß des Rheins, 38. zurückgelegte Strecke, Pfad, 39. Nebenfluß der Maas, 40. künstlicher Saphir, 41. hervorrag. Militärtheoretiker des Intern. Proletariats, 43. frz. Stadt an der Loire, 44. deutscher Schriftsteller („Der schwere Weg"), 45. bedeutender griech. Mathematiker, 47. Nebenfluß der Wolga, 48. Aufruhr, Meuterei, 50. Haushaltsplan, 53. Nebenfluß der Donau, 58. chem. Element, 59. Stadt in Thür., 60. Teil des Satzes, 62. Vorfahr, 63. Fett, 65. Zimmerschmuck, 67. ethischer Begriff, 68. Ostseemeerenge, 70. Mädchenname, 71 frz. Karikaturist, 73. ungesetzlich, 75. Straßenbelag, 78. marokkan. Hafen, 79. Rennpferd, 81. Aussatzkrankheit, 82. Gangregler in Uhren, 84. Stadt in der VR Polen, 86. Kampfbahn, 88. Kunstflugfigur, 89. Lehrling, 91. kleine Münze, 92. Vortrag, 94. altgriech. Philosophenschule, 95. Mündungsarm des Rheins.



BILDERRÄTSEL

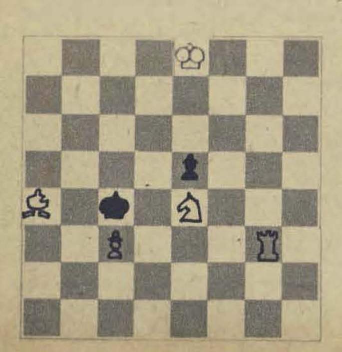
Die Auflösung nennt eine Voraussetzung für die Kampfkraft der NVA.

SCHACHAUFGABE

Matt in drei Zügen

Immer enger schließt Weiß die Schlinge um den schwarzen König. Verfasser: A. Anderssen. Nachdruck. Stellungsbild: Weiß: Ke8, Tg3, La4, Se4, Bc3 (fünf Steine).

Schwarz: Kc4, Be5 (zwei Steine).



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 12/1963

SKAT: MH spielte Kreuz, drückte Karo und Pik As und gewann mit 62 Augen.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Und wenn euer Leben einen Sinn haben soll, müßt ihr euch täglich und stündlich für den Sozialismus entscheiden."

ALLES KREUZT SICH: Von der Zahl nach rechts unten: 1. Kun, 2. Balas, 3. Pieck, 4. Picke, 5. Fedin, 6. Adler, 7. Fes. – Von der Zahl nach links unten: 2. Bek, 3. Polen, 4. Preis, 5. Fucik, 6. André, 7. Falun, 8. Sir.

IM VERSTECK: Man muß den Feind kennen, um ihn schlagen zu können.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Frank, 4. Tabun, 7. Seal, 10. Basis, 13. Reh, 14. Aral, 15. Eta, 16. Evora, 17. Ernst, 20. Olpe, 22. Kegel, 24. Dame, 26. Turner, 27. Kern, 28. Ewer, 31. Lanner, 32. Eva, 34. Garn, 36. Lineal, 38. Kreis, 40. Lie, 41. Etagere, 45. Los, 46. Blinker, 48. Ironie, 50. Utrecht, 53. Ise. 55. Minerva, 56. Ana, 58. Speer, 60. Israel, 63. Ader, 65. Ara, 67. Mittag, 70. Obra, 71. Reis, 73. Tertie, 75. ELAS, 77. Homer, 78. Loge, 79. Engel, 81. Agent, 82. Ulm, 83. Etat, 84. Ehm, 85. Selen, 86. Gera, 87. Euler, 88. Thär.

Senkrecht: 1. Flegel, 2. Azoren, 3. Krad, 4. Thema, 5. Bon, 6. Natur, 7. Saone, 8. Elle, 9. Lee, 10. Bake, 11. Signal, 12. Saline, 18. Ren, 19. Steher, 21. Prero, 23. Erg, 25. Allee, 27. Kai, 29. Wieland, 30. Renn, 33. Vesuv, 35. Richter, 37. Reni, 38. Klee, 39. Sir, 42. Trier, 43. Gier, 44. Roma, 47. Kos, 49. Indien, 51. Taiga, 52. Ebro, 54. SEATO, 56. Aarhus, 57. Ärmel, 59. Pas, 61. Abdera, 62. Laster, 64. Ree, 66. Kreta, 67. Miete, 68. Tee, 69. Aller, 72. Irun, 74. Eger, 76. Samt, 78. IMG, 80. Gel.

SILBENRÄTSEL: 1. Richtkreis, 2. Anker, 3. Kreuzer, 4. Einheit, 5. Torpedo, 6. Etappe, 7. Nebelhorn, 8. Schotten, 9. Chassis, 10. Navigation, 11. Eisbrecher, 12. Lagger, 13. Looping, 14. Barkasse, 15. Obermeister, 16. Ozean, 17. Tender – Raketenschnellboot.

SCHACH: Weiß: Ka1, Dh1, Ta4, Tc7, Lb8, Lg6, Sc6, Sh7, Bc3, d5, f2, g2 – Schwarz: Kf4, Tf5, Lc4, Sb2, Be5, g4, h4. Zweizüger von K. Erlin. 1. Sb4!, Zugzwang, 1. ... Sa4: 2. Tc4: matt, 1. ... Ld5: 2. Sd3 matt, 1. ... Ke4 2. g3 matt, 1. ... e4 2. Tc7 matt.

FILMRÄTSEL „Wie hieß denn der?": Der Dezember-Filmtitel hieß Septemberliebe. Die Gewinner des November-Rätsels sind: 1. Peter Mütze, Gelbensande Kr. Rostock; 2. Udo Gödecker, Schkopau über Merseburg; 3. Christine Lehmann, Erdmannsdorf (Sa.).

AUFLÖSUNG VON „BIST DU IM BILDE?" aus Heft 11/63. Die richtige Lösung lautet: Bild 1 und 7 zeigen den Schützenpanzer T 114.

Die Gewinner sind:
Gefr. O. Voigt aus Diesdorf, 50,– DM; Heidi Liebermann aus Weimar, 20,– DM; Ltn. Lothar Pfeifer aus Dessau, 10,– DM; Wolfhard Mill aus Berlin, 1 Buch; Hans Ullrich aus Torgau, 1 Buch.



HEFT 1
JANUAR 1964
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Dr. Milan Codr, Prag; Major Janusz Szymanski, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. Dezember 1963.

Fotos: Gebauer (33) Titel, Rücktitel, S. 4, 5, 6, 7, 24, 39, 40, 41, 44, 45, 46, 49, 50, 51, 52, 53, 59, 75, 76, 77; Borchert (1) S. 8; Zentralbild (3) S. 10, 11, 68; „Großer Vaterländischer Krieg" (1) S. 10; Barkowsky (3) S. 13, 14, 15; Raddatz-Roski (1) S. 20; Walzel (8) S. 25, 26; Progress (1) S. 30; Bach (1) S. 32; Opitz (1) S. 35; Demme (2) S. 43; Braumann (1) S. 56; Sukup (5) S. 60, 61, 62; Militärbilddienst (4) S. 61, 67; Flohr (1) S. 69; John (1) S. 72; Rowell (1) S. 74; Archiv (3) S. 43, 68, 69.

TITELBILD: Moderner Abfangjäger der Luftstreitkräfte der Nationalen Volksarmee.

STAR-Palette

Sehen Sie sich dieses Foto genau an! Sofern Sie sich an Einzelheiten „Adlershofer" Kriminalfälle erinnern, werden Sie die Dame erkennen. Zusätzliche zweckdienliche Angaben zur Person sollen Ihnen die Identifizierung erleichtern.

Evelyn war „Tanzmädchen für Istanbul" und wurde in die Blaulichtaffäre „Splitter" verwickelt. Verbindungen zum „Hexer" waren vorhanden. Die Beteiligung am „Mord in Riverport" kann man ihr nachweisen. Nach letzten Informationen soll ihre „Spur in den siebenten Himmel" führen. Sie meinen, jetzt würde es zu „kriminell"? Wir auch, wenn die Regisseure eine junge Schauspielerin in letzter Zeit nur in Kriminalstücken einsetzen.

Längst haben Sie Evelyn Cron erkannt, die „Schöne Lurette" der DEFA. Ja, mit einer Operette fing es an für die zahnärztliche Schwester aus Magdeburg. Eigentlich mit einigen Fotos von ihr, die dem Regisseur Dr. Kolditz gefielen. Wochenlange Probeaufnahmen schlossen sich an. Schließlich bekam sie die Hauptrolle und trat klopfenden Herzens vor die Filmkamera.

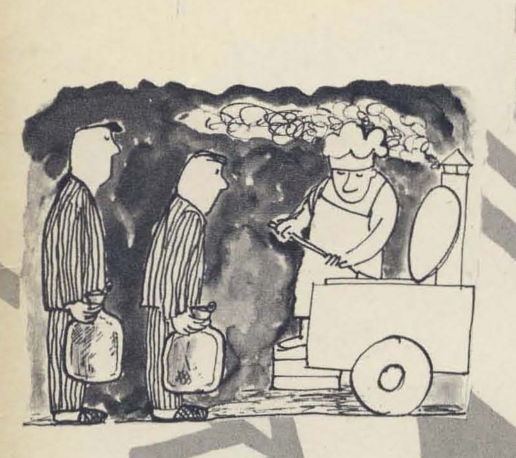


Evelyn Cron

Heute ist das überwunden, und nur noch bei Fernsehdirektsendungen liegt etwas in der Luft – es knistert! Zwischen heute und damals liegen Jahre des Lernens. Der Ausbildung im Nachwuchsstudio des Fernsehfunks folgte ein Engagement am Theater in der Lutherstadt Wittenberg. Seit 1963 steht Evelyn wieder beim Fernsehfunk fest in Vertrag, und die Reihe der Fernsehspiele, vom Schauspiel bis zum Schwank, die sie schon als Studentin begann, setzt sich fort. Der große Wunsch allerdings hat sich noch nicht erfüllt: Die Rolle in einem Musical. Drükken wir die Daumen, daß der wöchentliche Gesangs- und Ballettunterricht nicht umsonst ist.

Erst wenige Jahre steht Evelyn auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Deshalb werden wir von ihr noch viel zu erwarten haben. Wir wünschen ihr viele interessante Rollen und sind mit ihr einer Meinung: Es müssen nicht immer „kriminelle" sein.

E. Gebauer





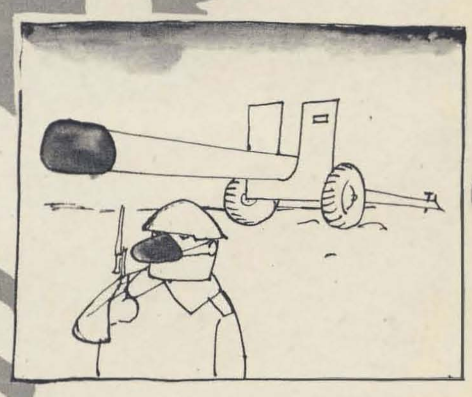
„Eigentlich wollte ich mir damals nur die Füße wärmen!"

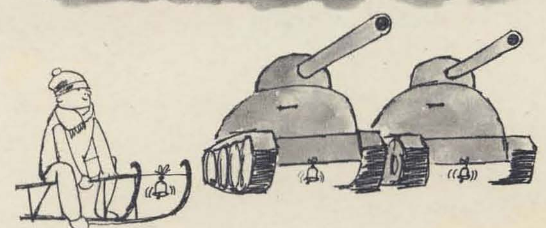


Winterspiele

Von
Paul Klimpke







Index 31 036

